



Seite 18:

Starthilfe für Erstsemester
Schneller studieren mit Mentoren

Seite 38:

Reise ins unbekannte Europa
Tallinn, die Hauptstadt von Estland

Seite 50:

Der geschenkte Gaul
Stipendien gibt es mehr
als man denkt

Thema ab Seite 6: **Promotion? Es geht!**



Die Fotografin Petra Simon hat das Schwerpunktthema dieser Ausgabe, »Promotion an Fachhochschulen«, umgesetzt.

Herausgeber:

Der Präsident
Georg-Simon-Ohm-
Fachhochschule Nürnberg
Keßlerplatz 12
90489 Nürnberg

www.fh-nuernberg.de
presse@fh-nuernberg.de

mit Unterstützung
des Bundes der Freunde
der Georg-Simon-Ohm-
Fachhochschule Nürnberg e.V.

Redaktion:

Doris Keßler (DK)
Elke Zapf M. A. (EZ)
Wolfgang Feige
Sigrid Lindstadt
Presse und Hochschulkommunikation

Grafikdesign:

Armin Krohne
Dipl. Designer (FH)

Anzeigenverwaltung:

Ernst Kunze
Werbe-Agentur GmbH
Willy-Brandt-Platz 20
90402 Nürnberg
Telefon: 0911/21 47 55-0
Telefax: 0911/21 47 55-19

Druck:

Druckerei und Verlag
E. Meyer GmbH
Rudolf-Diesel-Straße 10
91413 Neustadt a. d. Aisch

Auflage:

6.000 Exemplare

Nicht oder mit vollem Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck von Beiträgen (nur vollständig mit Quellenangaben und gegen Belegexemplar) ist nach Absprache möglich.

 **Thema**
Promotion? Es geht!

 **Aus den Fakultäten**

 **FH-Studenten unterwegs**

FH-Institute

 **Kurznachrichten**

 **Personalien**

und sonst

Leserbrief

4 Editorial

6 Der Überblick
Alle Möglichkeiten auf einen Blick

7 Viele Wege führen zum Doktorgrad
Offene Türen für FH-Absolventen

12 Drei Ehemalige im Interview
»So habe ich es geschafft!«



16 Gewollt: Lebenswerter Stadtteil
N-ERGIE fördert interdisziplinären Workshop

18 Starthilfe für Erstsemester
Schneller studieren mit Mentoren

20 Die Umsetzung von Hartz IV in Nürnberg
Nürnbergers OB schreibt über ein brisantes Thema

24 Hilfe für Angehörige Inhaftierter
Online-Beratung startet im April

26 Keine Senioren-Produkte bitte!
Die Macht der Älteren wächst



28 Das Geschäft mit der Kunst
Hervorragende Diplomarbeit zu einem Grenzthema

30 Mädchen und Technik – warum nicht?
Schülerinnen entdecken die FH

32 Energie sparen mit Drahtgestriken
Auf der Suche nach dem optimalen Wärmetauscher

34 Wildnis & Wandern & Verwilderung –
Erfahrungen vom Laplandtrekking 2006

38 Reise ins unbekannte Europa
Tallinn, die Hauptstadt von Estland

42 Wachsender Sensor
Drei Haarbreiten sind schon zu viel

44 Interessantes in Kürze

48 Neuberufungen

50 Der geschenkte Gaul
Stipendien gibt es mehr als man denkt

52 Ökonomen auf Abwegen?
Die überraschenden Ergebnisse der Glücksforschung

54 Willkommen auf dem drahtlosen Campus!
Das Ohmnet ist überall

56 Englisch ist tot? – Es lebe Brockenenglisch!
Kontroverse Thesen zum Fremdsprachenunterricht

Foto: Wolfgang Feige



Herzlichen Glückwunsch! Zwei bayerische Universitäten haben das Rennen um den begehrten Titel »Eliteuniversität« gemacht. Das ist schön, wirft aber Fragen auf. Gehört jetzt jede Fakultät

und jedes einzelne Mitglied einer Eliteuniversität automatisch zur wissenschaftlichen Elite? Was sind diejenigen Universitäten, die nicht zum Zuge kamen? Gibt es eigentlich »Elite-Hochschulen für angewandte Wissenschaften« und, wenn ja, wären wir eine?

Nun, sollte eines der vielen denkbaren Kriterien die Anzahl der zur Promotion zugelassenen Absolventen sein, dann gehören wir mit großer Wahrscheinlichkeit, wie in einigen anderen Kategorien übrigens auch, zur Spitze in Deutschland. Was aber veranlasst einen Absolventen bzw. eine Absolventin, den langen und mühevollen Weg zum »Doktor« einzuschlagen? Dieser Frage gehen die FHNachrichten in der vorliegenden Ausgabe einmal nach. Sie werden dabei außergewöhnliche junge Leute kennenlernen.

Obwohl sie Absolventen unserer Hochschule sind, haben alle an einer Universität promoviert. Ob dies für alle Zeiten so sein muss, bleibt abzuwarten.

Bereits 2002 wurde der Vorschlag gemacht, in logischer Fortsetzung des Bologna-Gedankens, Promotionsprogramme an den Hochschulen für angewandte Wissenschaften einzurichten und ebenso einer externen Qualitätssicherung zu unterziehen und sie zu akkreditieren wie Master-Programme auch, also kein institutionelles Promotionsrecht zu vergeben, sondern die auf wissenschaftlich besonders ausgewiesene Bereiche beschränkte Berechtigung, nach dem erfolgreichen Durchlaufen eines solchen Programms den Abschlussgrad PhD vergeben zu können – ein interessanter Gedanke, der die Konkurrenzfähigkeit besonders in der anwendungsorientierten Forschung deutlich erhöhen und uns das Erfinden von individuellen Alternativlösungen ersparen könnte!

Studienbeiträge haben unsere Doktoren bei uns noch nicht entrichten müssen. Das müssen unsere Studierenden erst seit diesem Semester. Die umfangreichen Befreiungsregelungen, die in den letzten FHNachrichten erläutert wurden, haben aber bereits jetzt dafür gesorgt, dass ca. 25 % der Studierenden den Betrag von

500 Euro für das Sommersemester 2007 nicht bezahlen mussten. Die verbleibende Summe von fast 2,7 Mio. Euro hat die Hochschule unter Mitwirkung der Studierenden verplant und wird sie gezielt für die Verbesserung der Studienbedingungen einsetzen. Das stimmt aber leider nicht ganz: 270.000 Euro, also 10 %, gehen nach dem Bayerischen Hochschulgesetz an einen Sicherungsfonds, der den potentiellen Ausfall von Rückzahlungen der Studienbeitragsdarlehen absichern soll. Sie können sich vorstellen, dass angesichts einer Inanspruchnahme von gerade einmal 65 solcher Darlehen, also weniger als 1 %, die Diskussion um die Höhe dieses Fonds entbrannt ist.

Studienbeiträge sind nun neben dem Staatshaushalt ein zusätzliches, aber zweckgebundenes Finanzierungselement. An unserer Hochschule stellen mit einem Anteil von immerhin ca. 20 % die Mittel Dritter eine weitere wichtige Einnahmequelle dar. Ein Großteil dieser Summe stammt aus Programmen und Aufträgen für Forschung und Entwicklung. Dass es jetzt wieder gelungen ist, auch für die Lehre Drittmittel in größerem Umfang einzuwerben, ist einer beispielhaften Kooperation mit dem Landkreis Neumarkt zu verdanken. Über 1 Mio. Euro investieren die Bionorica AG, der Landkreis Neumarkt, sowie die dortige Sparkasse und das Klinikum in eine Stiftungsprofessur und in die personelle und sächliche Ausstattung unseres neuen Studienzentrums, das in unmittelbarer Nähe zum Klinikum Neumarkt errichtet wird. Dort werden ab dem nächsten Jahr die Lehrveranstaltungen zum Studienschwerpunkt Gesundheitsökonomie stattfinden. Dass sich hier Partner außerhalb des Bildungsbereiches zusammengefunden haben, um Verantwortung zu übernehmen und die qualitativ hochwertige akademische Lehre an einer staatlichen und nicht an einer privaten Einrichtung zu unterstützen, stimmt sehr zuversichtlich. Sie werden es sich gut überlegt haben. Vielleicht sind wir eben doch eine ... – na, Sie wissen schon: eine exzellente Hochschule für angewandte Wissenschaften!?

Prof. Dr. Michael Braun
Präsident

Der Überblick

Alle Möglichkeiten auf einen Blick



Verschiedene Wege	Ablauf	Anmerkungen
klassisch	Nach dem FH-Diplom schreibt man sich in einen verwandten Diplom-Studiengang an einer Universität ein.	Die Studienleistungen an der FH werden teilweise anerkannt.
Master mit Universitätsabschluss	Nach dem FH-Diplom schreibt man sich in einen verwandten Master Studiengang an einer Universität ein.	Das FH-Diplom wird an der Universität in der Regel als Bachelorabschluss anerkannt.
Master mit Fachhochschulabschluss	Die deutschen Universitäten lassen zum Teil jetzt schon hervorragende FH-Absolventen an ihren Einrichtungen zu.	Es müssen gegebenenfalls zusätzliche Studienleistungen erbracht werden.
über das Ausland	Etliche ausländische Hochschulen lassen deutsche FH-Absolventen direkt zum Promotionsprogramm zu.	Viele FH-Professoren haben gute Kontakte zu ausländischen Hochschulen.
über das Eignungsfeststellungsverfahren	Alle deutschen Universitäten sind seit Mitte der 90er Jahre berechtigt bzw. verpflichtet, Absolventen der Fachhochschulen mit überragenden Leistungen nach einem Eignungsfeststellungsverfahren zur Promotion zuzulassen.	Der Promotionsausschuss der Uni befindet, wo die Promotionswilligen Lücken haben, die in einem zweisemestrigen Studium geschlossen werden müssen. Die Eignung der Kandidaten wird durch eine Prüfung festgestellt. Art und Umfang legt der Promotionsausschuss fest.
Promotion an Fachhochschulen	Keine deutsche Fachhochschule besitzt das Promotionsrecht.	Doktorarbeiten können an deutschen Fachhochschulen nur unter der verantwortlichen Anleitung eines Hochschullehrers mit der „venia legendi“ (Lehrbefugnis einer Universität) durchgeführt werden. An der Fachhochschule Nürnberg ist das z. B. Prof. Dr. Hermann Bauer aus der Fakultät Angewandte Chemie.
Kooperatives Promotionsverfahren	Grundlage ist der FH-Master. Das Promotionsverfahren liegt in der Verantwortung der Universität.	Allgemeine »Spielregeln« sind noch nicht ganz geklärt.
Graduiertenschulen	Auswahl der Doktoranden nach der Promotionsordnung der Universitäten	

Viele Wege führen zum **Doktorgrad**

Offene Türen für FH-Absolventen

Manchmal kann ein symbolischer »Klaps« auf den Kopf der Beginn einer steilen beruflichen Karriere sein. Zumindest gilt das für den einen oder anderen Promovenden an einer schottischen Hochschule. Denn hier entlässt die Universitätspräsidentin ihre Schützlinge bei der Überreichung der Promotionsurkunde mit dieser kleinen Geste. Ausgestattet mit einem so genannten traditionellen »gown« mit rotem Kragen als Symbol für den »Doctor of Philosophy« werden im nördlichen Teil von Großbritannien die fertigen Doktoren in die »Freiheit« entlassen. Den klassischen Doktorhut kennt man dort nicht, vielmehr eine Kapuze, die am »gown« befestigt ist.

Die Tradition an der schottischen University of Edinburgh konnte der FH-Absolvent Jürgen Holzner am eigenen Leib erleben. Jürgen Holzner zählt zu jenen Doktoren, die nicht den klassischen Weg der Promotion über ein Universitätsstudium als Grundlage eingeschlagen haben. Er baute seine berufliche Karriere auf einem Studium an der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule mit anschließender Promotion an einer ausländischen Universität auf. Dieser Weg erscheint vielen noch als exotisch, doch in jüngster Vergangenheit steigt die Zahl derer, die nach dem Studium an der Fachhochschule promovieren.

Akademische Höhen

Der »Doktor« gilt als höchster akademischer Grad. Sinn und Zweck einer Promotion ist es, die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten in einem Spezialgebiet zu belegen. Sie berechtigt zu eigenständiger Forschung. Mit der Promotion gilt die wissenschaftliche Ausbildung als abgeschlossen.

Das Wort »Promotion« ist abgeleitet aus dem Lateinischen *promotio*, von *promovere*, also vorwärtsbewegen, befördern. Der Kandidat wird nach erfolgreich bestandener Prüfung von der Fakultät zum Doktor promoviert, das heißt befördert oder erhoben.

Ablauf einer Promotion

Am Anfang steht die so genannte Dissertation, die der Doktorand vorlegt. Diese Arbeit ist eine wissenschaftliche Forschungsarbeit, die eine eigenständig erbrachte und mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen abschließende Forschungsleistung dokumentiert. Nach Annahme der Dissertation durch die Fakultät bzw. durch eine von ihr eingesetzte Kommission und der Einholung von Gutachten erfolgt eine münd-

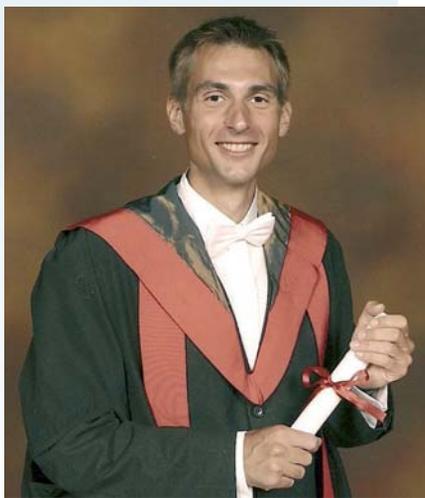


Foto: privat

Jürgen Holzner im »gown« mit rotem Kragen.

liche Prüfung, das Rigorosum und/oder die Disputation, ein wissenschaftliches Streitgespräch. Das hat oft, aber keineswegs immer, das Thema der Dissertation zum Gegenstand. Diese mündliche Verteidigung einer Doktorarbeit ist in aller Regel hochschulöffentlich.

Das Promotionsverfahren ist nach der Gesamtbewertung abgeschlossen. In der Regel ist ein Doktorand in Deutschland allerdings erst berechtigt, die Bezeichnung »Dr.« zu führen, nachdem er die Publikation seiner Dissertation nachgewiesen hat.

Viele Wege führen zum Ziel

»Den« Weg zur Promotion gibt es für Absolventen der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule nicht. Es existieren aber neben dem klassischen Weg verschiedene Modelle, wie der begehrte Titel erworben werden kann: über ein Masterstudium, eine ausländische Hochschule, das so genannte Eignungsfeststellungsverfahren, bei dem besonders gute FH-Absolventen direkt zugelassen werden, oder die kooperative Promotion, bei der die wissenschaftliche Arbeit an der Fachhochschule durchgeführt wird. Auch wenn die Fachhochschulen in Deutschland kein eigenes Promotionsrecht besitzen, können motivierte FH-Absolventen also den Dokortitel erwerben.

Die Wege zur Promotion variieren je nach Studienfach. In erster Linie hängen sie von den bereits bestehenden Kooperationen mit verschiedenen Hochschulen im In- und Ausland und vom Engagement der FH-Professoren und

deren Kontakten zur Wirtschaft und anderen Hochschulen ab.

So funktioniert es an deutschen Universitäten

Bundesweit sind die Kriterien, die an die Fachhochschulabschlüsse der promotionswilligen Kandidaten angelegt werden, sehr unterschiedlich. Alle 16 Ländergesetze sehen vor, dass die Promotionsordnungen der Universitäten besonders befähigte FH-Absolventen für den Erwerb des Dokortitels zulassen können. Um zum eigentlichen Promotionsstudium zugelassen zu werden, muss man vorher meist erst eine so genannte Qualifizierungsphase durchlaufen. Dauer und Inhalt dieser Qualifizierung sind von der jeweiligen Promotionsordnung abhängig.

Der Grund für die Vielfalt der Bestimmungen ist die unterschiedliche Gestaltung der Promotionsordnungen an den Universitäten. Die Entscheidungsgewalt über ein Promotionsvorhaben liegt bei den einzelnen Fakultäten. Um sich durch den Dschungel aus über 1.000 Promotionsordnungen zu kämpfen und eine bessere Übersicht zu verschaffen, hilft die Website www.promotion-fh.de mit einem übersichtlich strukturierten Abfragesystem sehr gut weiter. Hier finden Interessierte auch Angaben zur bisherigen Promotionspraxis an deutschen Hochschulen und zur statistischen Erfolgswahrscheinlichkeit eines Promotionsvorhabens.

Erleichterungen für FH-Absolventen

Das in Deutschland seit der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes im Jahr 1998 eingeführte neue Studien- und Graduiersystem erleichtert die Promotion für Absolventen an Fachhochschulen. Da die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge sowohl an Universitäten als auch an Fachhochschulen eingerichtet werden können, erhöhen sich die Chancen auf eine Zulassung zur Promotion für Fachhochschulabsolventen deutlich. Nach dem Beschluss der Kultusministerkonferenz »Zugang zur Promotion für Master/Magister- und Bachelor-/Bakkalaureusabsolventen« vom April 2000 berechtigen Masterabschlüsse an Universitäten und Fachhochschulen grundsätzlich zur Promotion. Dies gilt auch für im Ausland erworbene Mastergrade.

So können sich Absolventen mit einem FH-Diplom in einem verwandten Diplom-Studiengang an einer Universität einschreiben. Je nach



Fakultät wird die Studienleistung entweder teilweise anerkannt – im Allgemeinen etwa das Vordiplom – oder der angehende Promovend schreibt sich nach dem FH-Diplom in einem verwandten Master-Studiengang an der Universität ein.

Die Genieklausel

Außerdem besteht die Möglichkeit der Promotion an einer Universität über das so genannte Eignungsfeststellungsverfahren. Alle deutschen Universitäten sind seit Mitte der 90er Jahre berechtigt bzw. verpflichtet, Absolventen der Fachhochschulen mit überragenden Leistungen nach einem Eignungsfeststellungsverfahren direkt zur Promotion zuzulassen. Das Eignungsfeststellungsverfahren wird unterschiedlich gehandhabt. In den alten Bundesländern können in der Regel die besten 10 bis 20 Prozent eines Examensjahrgangs zugelassen werden. Der Promotionsausschuss der Universität befindetet, in welchen Bereichen die Promotionswilligen Lücken aufweisen. Diese Lücken gilt es dann in einem zweisemestrigen Studium zu schließen. Die Eignung der Kandidaten wird anschließend durch eine Prüfung festgestellt, Art und Umfang der Prüfung legt der Promotionsausschuss fest.

In den meisten Fällen ist auch hier der gute Kontakt vieler Fachhochschul-Fakultäten zu den Universitäten entscheidend.

Der Weg über das Ausland

»In vielen Fällen führt der Weg zur Promotion über eine Kooperation mit einer ausländischen Hochschule«, erklärt Prof. Dr. Peter Heß aus der Fakultät Maschinenbau und Versorgungstechnik. Voraussetzung dafür ist ein gutes bis sehr gutes Fachhochschul-Diplom.

Idealerweise kann der Absolvent für ein deutsches Unternehmen ein Projekt bearbeiten, das das Thema seiner Dissertation zum Inhalt hat. »Ausschlaggebend ist, dass diese Projekte eine längere Laufzeit haben, also mindestens drei bis fünf Jahre. Sonst ist die Doktorarbeit nicht realisierbar«, weiß Prof. Heß aus seiner langen Erfahrung bei der Betreuung von Doktoranden an der Fachhochschule Nürnberg. Finanzierbar und damit garantiert sind diese zeitaufwändigen Vorhaben in erster Linie innerhalb größerer Firmen wie beispielsweise INA, Siemens oder Leistriz.

Nicht jedes Projekt eignet sich als Dissertationsthema. Hat sich ein FH-Absolvent jedoch für die Promotion entschieden, stehen ihm oder ihr die verantwortlichen FH-Professoren gerne zur Seite, wenn es um die Kontaktaufnahme zu entsprechenden Hochschulen im Ausland geht. Denn es gilt, einen betreuenden Doktorvater

und einen Finanzier für das Projekt »Doktorarbeit« zu finden. Für Absolventen ist dies im Alleingang sehr schwierig.

Einer Promotion geht dann ein so genannter Transferreport voraus, der ungefähr ein Jahr dauert. In dieser Zeit ist der FH-Absolvent beispielsweise in England in einem entsprechenden Masterstudium eingeschrieben. Der angehende Doktorand sichtet die einschlägige Literatur und begründet ausführlich und in schriftlicher Form, warum sein Thema promotionsfähig erscheint. Danach entscheidet sich, ob er damit für eine Doktorarbeit zugelassen wird.

Dem Promovenden im Ausland stehen ein so genannter Director of Study, der »Doktorvater«, und ein so genannter First and Second Supervisor, der Erst- und Zweitkorrektor zur Seite. Gerade die wichtige inhaltliche Betreuung übernehmen oft Professoren der Fachhochschule Nürnberg als Second Supervisor. Wer in England promoviert hat, trägt später den Titel Doctor of Philosophy (PhD).

Der Trick mit der venia legendi

Bisher hat keine deutsche Fachhochschule das Promotionsrecht. Dieses ist an die Universitäten bzw. an deren Hochschullehrer gebunden. Doktorarbeiten können an deutschen Fachhochschulen nur unter der verantwortlichen Anleitung eines Universitätshochschullehrers mit der Lehrbefugnis, der so genannten venia legendi, durchgeführt werden. Eine Übertragung der verantwortlichen Anleitung auf Personen ohne diese Lehrbefugnis ist nicht möglich. Die Ausnahme: FH-Professoren, die sich habilitiert haben und die venia legendi einer Universität besitzen. Sie haben das Recht, Doktoranden anzuleiten und das Doktorexamen abzunehmen.

In der Fakultät Angewandte Chemie sitzt mit Prof. Dr. rer. nat. habil. Hermann Bauer eine solche Ausnahme. Er hat der ersten Absolventin der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule den Weg zur Promotion geebnet – über die venia legendi für Biochemie, die er an der Universität Tübingen besitzt. Als er 1994 den Verantwortlichen an der Universität in Tübingen seinen Vorschlag unterbreitete, auch hoch qualifizierte FH-Absolventen zur Promotion zu zulassen, stieß er auf viele Gegner. Er ließ sich von seinem Vorhaben jedoch nicht abbringen und trat in einen harten Kampf innerhalb der Universität ein. Sein Engagement für qualifizierte FH-Absolventen begründet Hermann Bauer so: »Ich will etwas voranbringen, etwas tun. Und dem ganzen Prozess Salz in die Suppe geben!«



Die Pioniere aus dem Hause Ohm (von links): Bernd Maciej, Ute Fink und ihr Doktorvater Prof. Dr. Hermann Bauer. Das Foto entstand Mitte der 90er Jahre.

»Die kann ja was!«

Dass sich der »Kampf« gelohnt hat, machen der Erfolg und die Qualifizierung seiner Schützlinge deutlich. Als Ute Fink – die erste FH Absolventin deutschlandweit – in Tübingen 1998 promovierte, musste selbst der erbitterteste Gegner im Prüfungsausschuss zugeben: »Die kann ja was.« Und nicht nur Ute Fink scheint etwas zu können. Immerhin hatten fast alle bisherigen Promovenden von Prof. Bauer ihren Dokortitel nach rund 15 Semestern in der Tasche. Bundesweiter Standard sind 20 bis 21 Semester ab dem Studienbeginn. Prof. Bauer freut sich über diese Resultate und sagt schmunzelnd: »Wer qualifiziert ist, sollte eine Chance bekommen. Und wer nicht fördert, der erntet auch nicht.«

Fördern und ernten will und soll auf dem Weg zum Dokortitel auch die Wirtschaft. Denn sie ist oft Geld- und Materialgeber für teilweise sehr kostspielige Forschungsvorhaben. Auch hier kann Prof. Hermann Bauer seinen Doktoranden ideale Ausgangsvoraussetzungen bieten. Viele seiner ehemaligen Doktorandenkollegen an der Universität Tübingen sind heute in einflussreichen Positionen in der Wirtschaft. Diese Kontakte pflegt Bauer sehr intensiv, denn »ohne Kollegen und Freunde geht gar nichts.« Auf seine Empfehlung können seine qualifizierten Schützlinge ihre Doktorarbeit bei Unternehmen wie BASF, Infineon oder Roche anfertigen – und sind nach der Promotion gefragte Mitarbeiter in leitenden Positionen.

Die Kooperation mit der Wirtschaft ist sehr wichtig. Immerhin kostet ein Doktorand ca. 45.000 Euro pro Jahr.

Eine Frage des Geldes

Der Promotionswunsch ist die eine, die Finanzierung dieser Zeit des wissenschaftlichen Arbeitens eine andere Sache. Wie schafft man es, diese drei, fünf oder mehr Jahre ohne regelmäßige Einkünfte zu überstehen? Eine sichere Finanzierung ist eine grundlegende Voraussetzung



zung für den erfolgreichen Abschluss einer Promotion. Ein Weg können bundes- bzw. landesspezifische Promotionsstipendien und zahlreiche private Stipendienprogramme sein. Außerdem gibt es Finanzierungsmöglichkeiten für die Qualifizierungsphase vor Eintritt in das Promotionsstudium.

In vielen Fällen ist es möglich, die Promotion für ein Wirtschaftsunternehmen anzufertigen. Dieses übernimmt dann in der Regel die Kosten. Die Rechte aus den Erkenntnissen der Doktorarbeit bzw. die Patentanmeldung liegen dann bei der Firma.

Beginn einer steilen Karriere?

Ein Dokortitel bringt für die außeruniversitäre Karriere nur in manchen Berufen Vorteile. Natürlich fragen sich viele Absolventen, ob sich der lange Weg zum kurzen Titel lohnt, zumal der Zeitgeist nach immer kürzeren Studienzeiten verlangt. Klar ist, dass die Antwort von Fach zu Fach unterschiedlich ausfallen muss.

Die Entscheidung für oder gegen eine Promotion hängt in erster Linie von zwei Punkten ab: von den beruflichen Zielen und der gewählten

Fachrichtung. Was in bestimmten Arbeitsbereichen von Vorteil oder zwingend notwendig ist, kann in anderen Positionen oder Unternehmen eher als Nachteil gelten. So kann ein Dokortitel beispielsweise in einem mittelständischen Unternehmen für die Position eines Managers in der Marketingabteilung eher hinderlich sein. Denn hier wird nach jungen Talenten gesucht, die gleich in ein Trainee-Programm einsteigen. Bei vielen kleineren Unternehmen gewinnt außerdem der Master of Business Administration (MBA) immer mehr an Ansehen. Dieser Trend könnte sich durch die Umstellung auf internationale Abschlüsse noch verstärken.

Auch für Ingenieure gilt es, Kosten und Nutzen einer Promotion genau abzuwägen. Häufig wird auf Praxiserfahrung mehr Wert gelegt. Besonders im Vertrieb, Marketing oder Produktmanagement ist die Promotion nicht von Vorteil. Konkret bedeutet das: je produkt- und kundennäher der Einsatz, desto unwichtiger die Promotion.

Für diejenigen, der eine Karriere in der Forschung und Entwicklung oder in einer Anwaltskanzlei oder bei einem Unternehmensberater anstrebt, ist eine Promotion günstig.

Der ideale Kandidat für einen Top-Job hat natürlich beides: Promotion und Praxiserfahrung: Deshalb sollte man bei der Wahl seines Promotionsthemas beachten, dass eine Doktorarbeit auch praxisbezogen angelegt werden kann.

Das Interesse wächst

Zwischen 1996 und 2003 hat die Hochschulrektorenkonferenz die promotionsberechtigten Fakultäten und Fachbereiche zum Thema „Eignungsfeststellungsverfahren und Promotion von Fachhochschulabsolventinnen und -absolventen“ befragt. Sehr deutlich wird daraus, dass es eine kontinuierlich wachsende Zahl von Anträgen gibt. Auch die Chance auf Zulassung stieg in den vergangenen Jahren. In den Ingenieurwissenschaften können derzeit die meisten Zulassungen zur Promotion verzeichnet werden.

Sehr erfreulich: die Zahl der erfolgreich abgeschlossenen Promotionen von FH-Absolventen steigt und steigt. *Angela Ringlein* ■

● www.thesis.de/Pages/ArbeitsgruppeFH.htm

● www.hrk.de/de/download/dateien/Beitr3-2007_PromFH_Prom_final.pdf



Dr. Marco Klühr

Ein weiterer Ohm-Student, der es geschafft hat, bei Prof. Dr. Hermann Bauer zu promovieren.

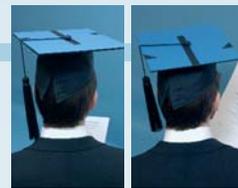
Seine mit »summa cum Laude« bewertete Doktorarbeit beweist, dass es durchaus lohnend ist einen der Wege zu beschreiten, der für FH-Studierende möglich ist, ohne noch ein Hochschulstudium an die FH-Zeit anzuschließen.

Stillechtes Erscheinungsbild: Prof. Dr. Hermann Bauer (links) mit seinem Doktoranden Marco Klühr.

Daneben: Marco Klührs Promotionsurkunde aus dem Jahr 2006. Die Arbeit über dreidimensionale photonische Nanostrukturen wurde mit sehr gut bewertet.

Hintergrundbild: Makroporöser 3D-Wellenleiterchip. Das poröse Substrat hat vier Millionen Poren auf der Fläche eines Fingernagels. Es kann als Biochip eingesetzt werden, beispielsweise zum Vergleich von gesundem und krankem Gewebe auf DNA-Level.

Fotos: privat



Drei »Ehemalige« im Interview

»So habe ich es geschafft!«

Drei Absolventen der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg, die bereits einen Dokortitel führen bzw. kurz davor sind, standen zum Thema Promotion Rede und Antwort.

Für **Anja Schanzenberger** ist London eine wichtige Station in ihrem derzeitigen Leben, denn in der englischen Metropole wird sie dieses Jahr den Dokortitel erwerben.

Edinburgh und das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt waren Meilensteine auf **Jürgen Holzners** Promotionsweg.

Markus Nagel hat den Weg der Promotion nach einer Ausbildung und einem Informatikstudium an der Fachhochschule Nürnberg eingeschlagen.



Fotos: privat

Anja Schanzenberger

Was ist das Thema Ihrer Promotion? Und an welcher Universität promovieren Sie gerade?

Anja Schanzenberger: Das Thema meiner Doktorarbeit lautet: »System Design for Periodic Data Production Management«. Die Arbeit schreibe ich derzeit an der »Middlesex University, London, School of Computing Science«.

Haben Sie dann Ihren Hauptwohnsitz nach London verlegt?

Nein, ich lebe weiterhin hier in Nürnberg. Allerdings halte ich mich mindestens sechs Wochen im Jahr, meist auch länger, in London an meiner Universität auf. Da meine Promotion in Kooperation mit der Firma GfK Marketing Services & Co. KG stattfindet, bin ich das restliche Jahr meist am Hauptsitz der Firma in Nürnberg. Die theoretischen Erkenntnisse aus meiner Forschung fließen dabei in die Doktorarbeit ein, während eine praktische Umsetzung und Erprobung meiner Forschungsarbeit in der Firma stattfindet.

FH NACHRICHTEN: Warum haben Sie sich für eine Promotion in London entschieden?

Wissenschaftlich zu arbeiten interessiert mich sehr und bereitet mir Freude. Dass ich promoviere, ist also die logische Konsequenz.

Ins Ausland bin ich gegangen, weil ich mich auf internationalem Parkett bewegen und mich international als Wissenschaftlerin etablieren möchte. Außerdem reise ich gerne und lerne gerne fremde Kulturen kennen.

Für London und die Middlesex University habe ich mich entschieden, weil ich eine sehr gute Betreuungssituation mit meinen beiden Doktorvätern vorfand, weil es eine hervorragende, international etablierte Universität ist und weil London verkehrstechnisch besonders gut zu erreichen ist.

Wie sieht Ihr bisheriger beruflich-studentischer Werdegang aus?

Mein Studium der Informatik habe ich innerhalb von vier Jahren mit dem Abschluss als Diplom-Informatikerin (FH) beendet. Seit Mai 2002 bin ich an der University of Middlesex, School of Computing Science eingeschrieben. Genau ein Jahr später erfolgte der Transfer von Master zum Doctor of Philosophy mit dem Thema: »Exploration in Effective Supervision of Large, Data-driven, Distributed and Component-based Production Systems«. Ich bin hier Stipendiatin des Hochschul- und Wissenschaftsprogramms zur Weiterqualifizierung von Fachhochschulabsolventen. Seit Ende des Jahres 2003 arbeite ich an meiner Promotion. »System Design for Periodic Data Production Management« ist mein Thema.



Forschen macht Spaß: Anja Schanzenberger verbringt viel Zeit an ihrem Schreibtisch.

Was haben Sie an Ihrem Studium besonders geschätzt?

An der Fachhochschule Nürnberg bekam ich breit gefächertes Angebot wichtiger Grundlagen der Informatik. Dieses Grundlagenwissen hilft mir heute oft, im Beruf innovative Lösungen zu finden.

Ist Informatik ein untypisches Studium für Frauen?

Nicht für Frauen, die eine Begabung für logisches Denken und Spaß an der Technik haben.

Welche Tipps können Sie FH-Absolventen für eine anschließende Promotion geben?

Wichtig sind zunächst fundierte Sprachkenntnisse. Studierende sollten mindestens ein Semester an einer ausländischen Hochschule verbringen. Sie sollten sich Zeit lassen für eine gute Vorplanung. Beispielsweise dafür, eine Universität zu finden, die für das gewünschte Studienfach einen guten Ruf genießt, und eine gute Betreuung zu vereinbaren. Man muss dabei auch ans Geld denken. Es fallen beispielsweise Reisekosten und je nach Land Studiengebühren, Unterkunftskosten und Konferenzkosten an. Nach dem Start einer Promotion ist ein enger Kontakt zu den Doktorvätern und anderen Doktoranden hilfreich.



Jürgen Holzner

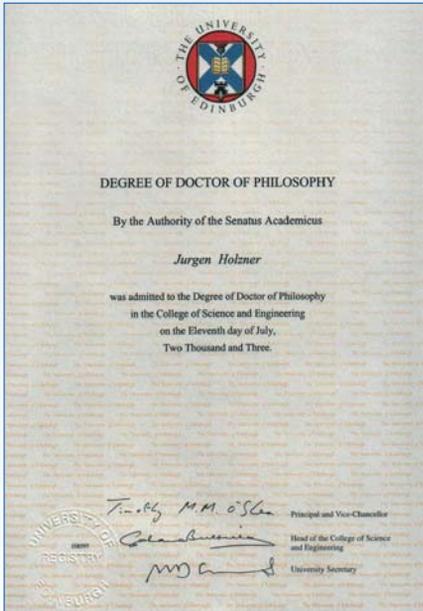


Foto: privat

In diesem Papier stecken fünf Jahre wissenschaftlicher Arbeit: Promotionsurkunde von Jürgen Holzner.

Was war das Thema Ihrer Promotion? Und an welcher Universität haben Sie promoviert?

Das Thema meiner Promotion war: »Signal Theory and Processing for Burst-mode and ScanSAR Interferometry.« Dabei ging es grob gesagt um Fernerkundung mit Hilfe von Radarsatelliten, insbesondere um die Erforschung eines speziellen Modus, der im Gegensatz zu herkömmlichen Moden eine größere Fläche abdecken bzw. bei einem Vorbeiflug des Satelliten aufnehmen kann.

Ich habe an der University of Edinburgh in Schottland promoviert. Prof. Dr. Jürgen Zech hatte zur Zeit meines Abschlusses ein Programm zur Promotion von FH-Studenten über britische Universitäten.

Warum haben Sie sich für eine Promotion entschieden?

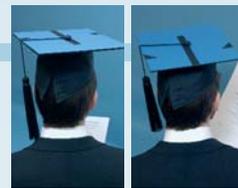
Nach meiner Diplomarbeit, die sehr mathematisch angehaucht war, wollte ich weiterhin wissenschaftlich arbeiten.

Beschreiben Sie kurz Ihren beruflichen Werdegang.

Ich habe an der Fachhochschule Nürnberg Daten- und Informationstechnik studiert, weil es als Kombination von Informatik und Elektrotechnik ausgezeichnete Voraussetzungen für den Arbeitsmarkt bietet.

Mein erstes praktisches Studiensemester war ich bei Schwaiger GmbH und Co. KG in Langgenn; das zweite Semester habe ich in Indonesien verbracht. Ein Studienkollege konnte mich an die indonesische Luft- und Raumfahrtfirma IPTN Nusantara Aerospace in Bandung vermitteln. Dort war ich fünf Monate.

Meine Diplomarbeit auf dem Gebiet der Bildverarbeitung mit Prof. Wavelets schloss ich bei Prof. Dr. Heinz Brüning und Prof. Dr. Rolf Brigola im April 1997 ab. Im November 1997 konnte ich mit Hilfe von Prof. Dr. Michael Braun, dem heutigen Präsidenten der Hochschule, am Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) meine Promotion beginnen, und ich schrieb mich an der Universität von Edinburgh ein. Im Juli 2003 war ich schließlich fertig und im darauf folgenden Jahr fing ich in der Patentanwaltskanzlei Mitscherlich & Partner in München an.



Was haben Sie an Ihrem Studium besonders geschätzt?

Die ausgewogene Aufteilung von Grundlagen und Vertiefungsfächern.

Welche Tipps können Sie FH-Absolventen für eine anschließende Promotion geben?

Eine Promotion ist eine sehr spezielle Sache. Ich bin mehr über meine eigene Veranlagung und mein Talent für wissenschaftliche Fragestellungen dorthin gelangt. Studium und Promotion erfordern natürlich eine ganze Menge Durchhaltevermögen und Disziplin. Wobei ich großen Respekt vor Leuten habe, die parallel zum Studium noch eine Familie gründen, es sich durch einen Job finanzieren oder das Studium neben einer beruflichen Tätigkeit verfolgen.

Tipps für die berufsbegleitende Promotion

Betriebswirte auf dem nicht immer kurzen Weg zum kurzen Titel können sich professionelle Unterstützung sichern. Der Ohm-Absolvent Volker Schaepe kümmert sich seit einem Jahr um die Realisierung berufsbegleitender Promotionsvorhaben.

In seiner wissenschaftlichen Abschlussarbeit hat er den europäischen und amerikanischen Markt der Promotionsprogramme systematisch erforscht. Heute kann er Interessenten die Ergebnisse seiner Untersuchungen vorlegen und ihnen die für sie am besten geeigneten Modelle empfehlen.

www.doctoral-degree.de/

Markus Nagel

Was war das Thema Ihrer Promotion? An welcher Universität haben Sie promoviert?

Das Thema der Promotion war »Bildbasierte, computerunterstützte Navigation für die interventionelle Radiologie«. Ich hatte die Aufgabe, Möglichkeiten für ein computerunterstütztes Navigationssystem für minimal-invasive perkutan durchgeführte Interventionen in der interventionellen Radiologie zu erforschen, anschließend zu entwickeln und letztlich klinisch zu testen.

Die Promotion wurde am Institut für Medizinische Physik unter Leitung von Prof. Dr. Willi Kalender, in der Radiologie der Universitätsklinik Erlangen unter Leitung von Prof. Dr. Werner Bautz und in Zusammenarbeit mit der Firma CAS innovations AG aus Erlangen durchgeführt.

Warum haben Sie sich dafür entschieden?

Ich arbeitete bereits seit 1998 als Werkstudent am Institut für Medizinische Physik der Universität Erlangen-Nürnberg und wurde praktisch schon während meines FH-Studiums mit dem »wissenschaftlichen« Arbeiten konfrontiert. Nach meiner Studienzeit stand fest, dass auch ich den Weg einer Promotion gehen möchte.

Beschreiben Sie kurz Ihren bisherigen beruflich-studentischen Werdegang.

Angefangen habe ich ganz klassisch mit einer Lehre zum Kommunikationselektroniker bei der Firma Metz. Dann studierte ich Informatik an der Fachhochschule Nürnberg und arbeitete gleichzeitig als Werkstudent am Institut für Medizinische Physik. Die Arbeitsgruppe »Computer-unterstützte Chirurgie (CAS)« gründete 2001 eine eigenständige Firma CAS innovations AG, bei der ich als Softwareentwickler und Projektleiter für 3D-Visualisierung zuständig war. Im Jahr 2002/2003 war ich an der Fachhochschule Nürnberg im Masterstudium. Gleichzeitig startete ich eine Promotion an der medizinischen Fakultät in Erlangen, die im Januar 2006 erfolgreich abgeschlossen wurde. Heute bin ich wieder bei der Firma CAS innovations, als Leiter der Forschungs- und Entwicklungsabteilung und als Leiter des Qualitäts- und Prozessmanagements.



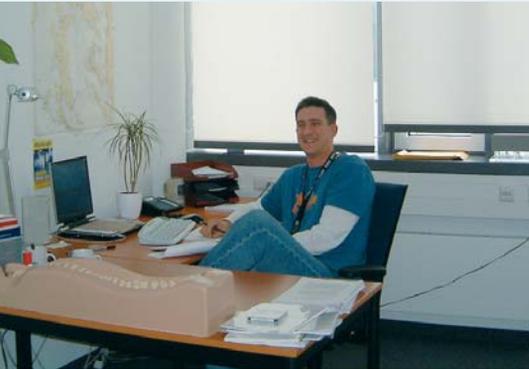
Forscher bei der Arbeit: Markus Nagel

Was haben Sie an Ihrem Studium besonders geschätzt?

Während meines Studiums habe ich mich oft gefragt, warum ich bestimmte Fächer so intensiv lernen muss. Heute weiß ich, dass ich eigentlich noch viel mehr von diesen Fächern hätte lernen müssen. Ich treffe viele Kollegen auf Kongressen in der ganzen Welt und unterhalte mich mit ihnen über ihre Arbeiten. Ich bin oft erstaunt, worüber man alles reden kann, weil man »es mal im Studium« gelernt hat.

Haben Sie Anregungen für FH-Professoren, worauf sie bei der Ausbildung ihrer Studenten besonders achten sollten?

Unbedingt! Studenten sollte, zumindest in einem Fach, wissenschaftliches Arbeiten beigebracht werden. Damit meine ich die Einarbeitung in ein Thema anhand wissenschaftlicher Veröffentlichungen, deren Analyse, Erarbeitung einer neuen kleinen Idee mit Zusammenfassung in einer eigenen kleinen Arbeit und natürlich die Präsentation des Ganzen.



Nach der Promotion kam die Leitungsfunktion:
Markus Nagel in seinem Büro bei CAS innovations.

Foto: privat

Welche Tipps können Sie FH-Absolventen für eine anschließende Promotion geben?

Wer nach dem Studium eine Promotion anstrebt, sollte sich wirklich ganz sicher sein. Wer nur einen Titel will, sollte sich etwas anderes überlegen. Promotion heißt hartes Arbeiten an einer Sache und an sich selbst. Ein sehr wichtiger Punkt ist das Veröffentlichen. Die Promotion wird am Ende nicht nur am Titel gemessen, sondern oft auch an den Veröffentlichungen.

Angela Ringlein

Gute Erfahrungen mit FH-Absolventen:

Das Institut für Medizinische Physik an der Universität Erlangen wirbt geradezu um Promotionskandidaten aus den Fachhochschulen. Es muss ein Notendurchschnitt von 1,5 oder besser und der Nachweis der Zugehörigkeit zu den 15% der Jahrgangsbesten erbracht werden. Prof. Willi Kalender, Vorsitzender des Promotionsausschusses der Medizinischen Fakultät, hat mit hoch motivierten FH-Absolventen gute Erfahrungen gemacht.





Gewollt: lebenswerter Stadtteil

N-ERGIE fördert interdisziplinären Workshop

Wie könnte das ehemalige Milchhof-Gelände in der Tullnau in Nürnberg wiederbelebt werden? Mit dieser Frage beschäftigten sich vier Monate lang 60 Studierende der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg. Das Besondere daran: Sie suchten in gemischten Teams von angehenden Architekten und Versorgungsingenieuren gemeinsam nach Lösungen. Die Ergebnisse können sich sehen lassen. Sie wurden vom 12. Februar bis zum 2. März unter dem Titel »Tullnau – ein alter Standort stellt sich neu auf« im N-ERGIE Centrum gezeigt. Die N-ERGIE unterstützte den Workshop an der Hochschule im Rahmen ihres Förderpreises mit 10.000 Euro.

Lofts zum Wohnen, Büroräume zum Arbeiten, Bars und Sportplätze für Kultur und Freizeit – so sieht in etlichen Modellen das neue Leben in der Tullnau aus. »Alle Modelle sind entwicklungsfähig und liefern wertvolle Ideen für die Praxis«, urteilt Professorin Ingrid Burgstaller aus der Fakultät Architektur. Sie betreute gemeinsam mit den Architektur-Professoren Hubert Kress und Hartmut Fuchs sowie Prof. Dr. Joachim Stoll aus der Fakultät Maschinenbau und Versorgungstechnik den interdisziplinären Workshop.

Ein Vorgeschmack auf das Berufsleben

Von den Studierenden wurde viel verlangt. Sie sollten Konzepte entwickeln, die gleichermaßen städtebaulichen, architektonischen und energetischen Anforderungen gerecht werden. Aus der Branche sollte ein lebenswertes Viertel werden, in dem Wohnen, Arbeiten und Freizeitgestaltung gleichermaßen attraktiv sind. Historische Einschlüsse wie der unter Denkmalschutz stehende ehemalige Milchhof oder ein altes Backsteingebäude mit viel Flair sollten in die Konzepte mit einbezogen werden. Auch die zentrumsnahe, aber durch Bahngleise und Schnellstraße isolierte Lage musste berücksichtigt werden.

Jede Menge schwierige Aufgaben also für die studentischen Teams. Sie arbeiteten in der Regel in Dreiergruppen aus je zwei Architekten und einem Versorgungsingenieur zusammen. Etliche Teams waren auch interkulturell gemischt und kommunizierten meist in Englisch. Das Suchen nach Lösungen war also zum Teil ganz schön anstrengend. »Architekten und Techniker gehen schon sehr unterschiedlich an Aufgabenstellungen heran«, sagt Architektur-Studentin Johanna Schlund. »Das war ein guter Vorgeschmack auf die bevorstehende Berufs-



oben: Mit Engagement bei der Arbeit – Stimmungsbild aus dem Workshop.

rechts: Architektur-Studentin Johanna Schlund präsentiert das Modell ihrer Gruppe.

praxis, in der es ja auch immer wieder zu Konflikten kommen wird.« Ein gutes Training also für das »richtige Leben« – da ist sich auch Till Beyer sicher, der Versorgungstechnik studiert. »Wir Techniker achten darauf, dass ein Gebäude energetisch sinnvoll ist und rechnen sehr viel. Die Architekten kümmern sich dagegen um die Wünsche der Bauherren und den städtebaulichen Aspekt und sind sehr kreativ. Da kann es schon mal zu Diskussionen kommen.«

Trotzdem – oder gerade deshalb – gab es viele gute Entwürfe und Modelle, die in der Ausstellung im N-ERGIE Centrum zu sehen waren. Eröffnet wurde die Ausstellung von Herbert Dombrowsky, Vorsitzender des Vorstands der N-ERGIE Aktiengesellschaft, und von Prorektor Prof. Dr. Alphonso Noronha. Unter den Besuchern waren auch der Baureferent der Stadt Nürnberg, Wolfgang Baumann und die Vorsitzende der Nürnberger Altstadtfreunde, Dr. Inge Lauterbach. Interessiert schauten sie sich die unterschiedlichen Lösungsansätze an.

Ein Team überraschte beispielsweise mit der Idee, eine Straße zu verlegen, um die historischen Gebäude stärker ins Blickfeld zu rücken und eine optische Trennung von Wohnen und Freizeitaktivitäten zu erzielen. Eine andere Gruppe entwarf längsgerichtete Gebäudestrukturen, streng nach Süden orientiert, die von weichen wellenartigen Skulpturen rhythmisiert werden. Zielgruppe der meisten Entwürfe waren jüngere Menschen in allen Lebenslagen, was Auswirkungen auf den Wohnungszuschnitt und auf die Freizeitgestaltung hatte: Beim Wohnungszuschnitt entstanden zeitgemäße und ungewöhnliche Wohnformen wie Lofts, bei der Freizeitgestaltung wurden Kultur, Fitness und Wellness gemixt. ■

Elke Zapf ■



Seit 1996 zeichnet die N-ERGIE mit ihrem Förderpreis herausragende Seminar- und Diplomarbeiten an der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule aus. In diesem Jahr unterstützte sie erstmals einen Workshop.



Gerhard Schmidt, Personalleiter der N-ERGIE.

Herr Schmidt, warum engagierte sich die N-ERGIE für diesen Workshop?

Wir wollen das Arbeiten und Lernen im interdisziplinären Team mit starkem Praxisbezug fördern. Unser Ziel ist eine größere Breitenwirkung mit mehr Nachhaltigkeit. Die Studenten und Professoren sollen uns als „spürbar näheren“ Partner erleben.

Wer war außer der N-ERGIE noch beteiligt?

Für den Workshop konnte wir das Gruppenunternehmen impleaPlus GmbH, das u.a. auf Facility Management und Contracting spezialisiert ist, sowie das Immobilienunternehmen wbg Nürnberg GmbH gewinnen. Unsere gemeinsame Fördersumme lag bei 10.000 Euro. Wir sehen uns aber nicht nur als Geldgeber, sondern haben uns auch aktiv in den Prozess eingebracht, zum Beispiel bei der zweitägigen Auftaktveranstaltung für die Studenten. Dort hat sich übrigens auch die EnergieAgentur Mittelfranken beteiligt.

Wie finden Sie die Ergebnisse?

Ich bin begeistert. Man sieht, dass die Studentinnen und Studenten mit großem Engagement und viel Kreativität vorgegangen sind.



Starthilfe für Erstsemester

Schneller Studieren mit Mentoren

Mit der Aufnahme eines Studiums beginnt für junge Menschen ein neuer Lebensabschnitt in einer bislang nicht bekannten Umgebung. Die Schule mit ihren klar strukturierten Lehrplänen und Stundeneinteilungen liegt hinter ihnen. An der Hochschule geht es für sie darum, ihren Weg durch das vielfältige Lehrangebot selbst zu finden und dies möglichst erfolgreich.

Studieren heißt kritisch überprüfen

Damit gewinnen sie einerseits Freiheit und Selbstbestimmung, andererseits wird von ihnen Eigeninitiative und Engagement erwartet. Studieren heißt vor allem: sich um eine Sache bemühen, genau untersuchen, kritisch überprüfen. Die Fakultäten haben mittlerweile Anforderungsprofile formuliert, um den Studierenden zu verdeutlichen, was von ihnen erwartet wird. An der Fakultät Betriebswirtschaft werden – wie an anderen Fakultäten der Hochschule – die neuen Studentinnen und Studenten an ihrem ersten Tag vom Präsidenten der Hochschule, dem Dekan, dem Studiendekan und dem Vorsitzenden der Prüfungskommission der Fakultät willkommen geheißen. Zum Start in ihren neuen Lebensabschnitt erhalten sie in kürzester Zeit eine Fülle an Informationen. Erfahrungsgemäß tauchen die Fragen erst nach dem Ende der Einführungsveranstaltung auf, aber dann ist in der Regel kein Ansprechpartner mehr da.

Orientierung von Anfang an

Hier kommt das Mentorat ins Spiel: Studierende sollten Ansprechpartner haben, mit denen sie ihre Fragen zum Studium durchgehen können. Über einen intensiveren Kontakt zu den Professorinnen und Professoren und den Studierenden höherer Semester kann auch die Entwicklung der Persönlichkeit der Neulinge positiv beeinflusst werden. Mit der Einführung eines Mentorats wird den Studienanfängern Orientierungshilfe gegeben, damit sie die Struktur des Studiums besser verstehen, ihre eigene Studienorganisation entsprechend gestalten und letztlich in der Regelstudienzeit zu einem Abschluss kommen können. Über die kontinuierliche Betreuung der Studenten soll außerdem ein persönlicher Bezug zu den Mitgliedern der Hochschule entstehen.

Im Rahmen der Erstsemesterbegrüßung zum Wintersemester wurden die Neulinge auf das Mentorat aufmerksam gemacht. Nach einer kurzen Pause versammelten sie sich in vier Hörsälen und wurden von jeweils einer Tutorin/ei-

nem Tutor sowie den Mentoren über die Organisation des Mentorats informiert. Im Rahmen dieser überschaubaren Gruppen (ca. 50 Personen) wurden viele Fragen zum Studienaufbau und zu den Prüfungsanforderungen gestellt. Die Studierenden konnten darüber hinaus eine Arbeitsgruppe auswählen, an der sie im Lauf des Wintersemesters teilnehmen wollten. Im Rhythmus von vierzehn Tagen sollten sich die Arbeitsgruppen treffen, um über Themen zu sprechen, die für die neuen Studierenden von Interesse sind. Dabei standen die Studienatmosphäre, das Anforderungsprofil und die Organisation des Studiums im Vordergrund der Themen, die in den Arbeitsgruppen zu besprechen wären.

Gemischte Erfahrungen

Es war geplant, dass sich die Arbeitsgruppen alle zwei Wochen zum gleichen Termin im gleichen Raum treffen. Allerdings mussten die Tutoren, die die Arbeitsgruppen moderierten, schon nach kurzer Zeit feststellen, dass die Teilnehmerzahl stark zurückging. Von den über dreihundert Studienanfängern nahmen lediglich rund zehn Prozent am Mentorat teil. Die Studienanfänger wünschten konkrete Themenstellungen, die in den Arbeitsgruppen behandelt werden sollten.

Folglich vereinbarten Tutoren im Einvernehmen mit den Mentoren nach einigen Wochen eine organisatorische und inhaltliche Veränderung. Vier Arbeitsgruppen wurden im November und Dezember 2006 angeboten:

- Bewerbungstraining
- Präsentationstechnik
- EDV und Internet
- Familie und Karriere (nur für Frauen)

Insgesamt nahmen mit rund 60 Studierenden wieder mehr Erstsemester das Angebot der semesterbegleitenden Beratung wahr – immerhin 20%. In einer Befragung äußerten die meisten Erstsemester, dass sie eine Einführung ins Studium wünschen. Allerdings stellt sich die Frage, wie eine Starthilfe für Erstsemester in Zukunft organisiert wird. Es gibt hierzu einige Modelle und Erfahrungen anderer Hochschulen, die mit in die Überlegungen einer veränderten Organisation einbezogen werden sollen. Alternativen zu semesterbegleitenden Arbeitsgruppen, deren Besuch jedem Studienanfänger freisteht, sind neben dem Angebot eines Planspiels ein mehrtägiger Workshop. Beide Modelle würden jeweils in der ersten Semesterwoche verpflichtend für alle Erstsemester



Foto: Prof. Dr. Werner Wild

Die engagierten Vier: (von links) Beate Lindenmayer, Sonja Dittrich, Wolf Seiler und Jessica Marscholke betreuen im Wintersemester die Mentorats-Arbeitsgruppen.

www.fh-nuernberg.de/institutionen/ohm_career_service/3/2/page.html

angeboten. Im laufenden Sommersemester bietet die Fakultät Betriebswirtschaft neben einigen Arbeitsgruppen vor allem Sprechstunden für studienorganisatorische Probleme an.

Prof. Dr. Werner Wild



Die Umsetzung von Hartz IV in Nürnberg

Nürnberg's OB schreibt über ein brisantes Thema

Nürnberg's Oberbürgermeister Dr. Ulrich Maly kam in die Fachhochschule, um ein brisantes Thema aufzugreifen. Vor interessiertem Publikum sprach er über die Umsetzung von Hartz IV im Stadtgebiet: Was geklappt hat, was schief gelaufen ist und was unbedingt noch getan werden muss.

Eine nüchterne Bestandsaufnahme der größten sozialpolitischen Umwälzung in der Geschichte der Bundesrepublik, bezogen auf die Halbmillionenstadt Nürnberg.

Die Grundidee war richtig, die alten Hilffsysteme der Arbeitslosenhilfe und der Sozialhilfe in einem neuen steuerfinanzierten Hilffsystem zusammenzulegen. Und sie bleibt richtig, auch wenn die Alltagspraxis selbstverständlich mancherlei Anlass zur Kritik gibt. Wir hatten früher ein beitragsfinanziertes System – das Arbeitslosengeld – und zwei steuerfinanzierte Systeme – die Arbeitslosenhilfe und die Sozialhilfe –, wobei im steuerfinanzierten System der Arbeitslosenhilfe die Bezugsgröße für die Bemessung der Arbeitslosenhilfe sich trotzdem an dem früheren Einkommen orientiert hat.

Das ist eigentlich sozialpolitisch nicht richtig. Ein steuerfinanziertes Hilffsystem kann nicht frühere Einkommenssituationen berücksichtigen, sondern muss als Schutz vor Armut letztlich die Menschen (in ihren jeweiligen Lebenslagen) gleich behandeln. Irgendeine Form von Lohnfortzahlung unter Bezugnahme auf frühere sozialversicherungspflichtige Beschäftigung kann nicht als steuerfinanzierte Sozialleistung ausgestaltet sein.

Echter Kaltstart

Die Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe war ohne jeden Zweifel die größte sozialpolitische Operation seit der Gründung der Bundesrepublik und sie kann deshalb nach knapp zwei Jahren Erfahrungen weder als abgeschlossen noch abschließend betrachtet werden.

Zum 1. Januar 2005 gab es einen echten »Kaltstart«. Wir sind eigentlich aus Verwaltungssicht dankbar, dass es uns gelungen ist, die Leistungsseite des neuen Hilffsystems in den Griff zu kriegen. Darauf musste zwangsläufig die erste Priorität gelegt werden. Denn mit der Zusammenlegung von Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe war der Bereich SGB II für die Menschen die jeweils letzte Hilfeinstanz, sodass die materielle Absicherung der Menschen im Vordergrund stehen musste. Es kann daher ei-



Foto: Doris Keßler

Prominenter Dozent: Dr. Ulrich Maly, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg bei seiner vielbeachteten Vorlesung.

gentlich fast nicht kritisiert werden, dass fantasievolle Integrationsprojekte in diesem ersten Jahr nicht entwickelt werden konnten.

So war es vor Hartz IV

Vor der Reform im Jahr 2004 lagen die Ausgaben für Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe und Wohngeld bei 38,6 Milliarden Euro bundesweit. Nachher, also auf der Datenbasis des Jahres 2005, waren es 44,4 Milliarden Euro, mithin 5,8 Milliarden Euro mehr. Bei den Diskussionen im Vermittlungsausschuss über das Gesetz ist man von 2,5 Millionen Bedarfsgemeinschaften ausgegangen, im tatsächlichen Ist 2005 haben sich

Über 25.000 Bedarfsgemeinschaften im Stadtgebiet sind von Hartz IV betroffen. Ihre physische Existenz ist gesichert, die soziale bleibt prekär. Besonders problematisch sind für Nürnberg's Oberbürgermeister die stark segmentierten Arbeitsmärkte, in denen nur bestimmte Gruppen wieder Fuß fassen, und die große Zahl jugendlicher Arbeitsloser, von denen viele keine Ausbildung haben. Sie sollten eigentlich durchstarten, bekommen aber die »rote Karte«.

3,9 Millionen Bedarfsgemeinschaften herausgestellt, im Ist 2006 waren es fast vier Millionen Bedarfsgemeinschaften. Schon an dieser Zahl teilen sich die Meinungen der Interpreten:

1. Sie kann ein Beleg dafür sein, dass bisher verdeckte, gegebenenfalls aus Scham nicht offen gelegte Armut durch das neue Hilffsystem aufgedeckt worden ist. Das ist sicherlich zum Teil richtig.
2. Die große Steigerung der Zahl der Bedarfsgemeinschaften kann auch auf die so genannte Zellteilung von Bedarfsgemeinschaften zurückgeführt werden, das heißt, dass durch Auszug von bislang in der Familie lebenden Kindern zusätzliche Bedarfsgemeinschaften (und damit auch zusätzliche Zahlungen) begründet worden sind. Auch diese Interpretation ist sicher richtig.

Entlastung geplant

Bund und Länder waren angetreten mit der Botschaft, dass den Kommunen bei der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe insgesamt eine Entlastung von 2,5 Milliarden Euro gegeben werden sollte. Die derzeitige, allerdings immer nur den Stand des noch nicht widerlegten Irrtums repräsentierende Rechnung für die Stadt Nürnberg weist Minderausgaben von rund neun Millionen Euro bei der Stadt aus. Das entspräche bei unserem Anteil am Bund durchaus dem Größenverhältnis der Stadt Nürnberg. Die Entlastung sollte nach unseren Vorstellungen nicht in den Haushalt, sondern für den Ausbau der Kindertagesstätten eingesetzt werden.

Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass der Freistaat Bayern bei der Kommunalisierung der Kosten der Ausländersozialhilfe ein Finanzierungsmodell gewählt hat, das die Minderausgaben aus Zusammenlegung der Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe einrechnet. Man kann vereinfachend, aber nicht falsch sagen, dass das Geld, das der Bund bei der Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe als Entlastung für die Stadt Nürnberg vorgesehen hat, vom Freistaat Bayern der Stadt wieder weggenommen worden ist.

Es gibt einen Niedriglohnsektor

In Nürnberg erzielen rund 23 Prozent – jeder Fünfte – der Arbeitslosengeld-II-Bezieher ein Einkommen aus Erwerbstätigkeit. Das heißt: Nicht jeder, der Arbeitslosengeld II bezieht, ist arbeitslos. Das heißt wiederum, dass es den Kombilohn in Deutschland auf der Basis dieser empirischen Erkenntnis längst gibt. Das be-



deutet wohl auch genauso, dass wir eigentlich längst einen staatlich alimentierten Niedriglohnsektor in Deutschland haben. Das ist als Hintergrund für die im Moment politisch laufende Debatte über Kombilöhne, Niedriglohnsektor und Ähnliches sicherlich interessant.

Was die Situation in Nürnberg anbelangt, so sind im Jahr 2005 28.000 Bedarfsgemeinschaften, im Jahr 2006 29.500 Bedarfsgemeinschaften registriert. Mithin sind insgesamt über 53.000 Personen von Arbeitslosengeld II abhängig. Von den insgesamt 28.200 registrierten Arbeitslosen in der Stadt erhält etwa ein Drittel Arbeitslosengeld I und zwei Drittel erhalten Arbeitslosengeld II.

Arbeitslosenzahlen sinken

Das Integrationsbudget der Nürnberger Arbeitsgemeinschaft betrug 34 Millionen Euro, ihr Verwaltungsbudget 24 Millionen Euro. Die ARGE ist mit aktuell 487 Mitarbeitern eine schlagkräftige sozialpolitische Einrichtung zur Administrierung und Beseitigung von Arbeitslosigkeit. Seit Januar 2006 sinken die Arbeitslosenzahlen in der Stadt signifikant. Im Hauptamt Nürnberg sind insgesamt 4.300 Personen weniger arbeitslos als noch vor einem Jahr, davon 3.300 aus dem Arbeitslosengeld I und 1000 aus dem Arbeitslosengeld II. Das heißt: Die »Beschäftigungsschwelle« wird ganz offensichtlich durch das vorhandene Wirtschaftswachstum gekratzt oder gar genommen, aber natürlich erst bei den »guten Adressen« bei jenen Arbeitslosen, die weniger als ein Jahr arbeitslos sind und für die es keine sozialen Vermittlungshindernisse gibt.

Das ist ein erster Beleg dafür, dass auch ein anhaltendes Wirtschaftswachstum es uns nicht ersparen wird, die sozialpolitische Dimension der Arbeitslosigkeit auf hohem Niveau weiter zu bearbeiten. Und es belegt erneut eine ausgesprochen tiefgreifende Segmentierung der Arbeitsmärkte in Deutschland und damit selbstverständlich auch in Nürnberg. Es ist kein Widerspruch, wenn gelegentlich zu lesen oder zu hören ist, dass bestimmte Unternehmen Fachkräftemangel haben und parallel dazu ein hoher Bestand an Sockelarbeitslosigkeit vorhanden ist, weil die Flexibilität und Überwindung der »Segmentwände« zwischen den einzelnen Arbeitsmarkt-Segmenten so gut wie unmöglich geworden ist.

Jugendliche ohne Ausbildung

Ein besonderes Problem stellt für uns in Nürnberg die Zielgruppe der unter 25-Jährigen dar. Es sind knapp 3.000 arbeitslose Jugendliche unter 25, davon rund zwei Drittel, über 1.800, dem SGB-II-Kreis zuzuordnen. Von diesen Jugendlichen haben 80 Prozent keine Berufsausbildung, ein Drittel hat keinen Schulabschluss,



Foto: Doris Keffler

Oberbürgermeister Dr. Ulrich Maly im Gespräch mit dem Dekan der Fakultät Betriebswirtschaft, Prof. Dr. Roland Gegner (Mitte) und dem Initiator der Veranstaltung, Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel (rechts).

50 Prozent haben einen Hauptschulabschluss und nach Schätzungen der ARGE wiederum eine Hälfte einen Migrationshintergrund. Allein die Betrachtung dieser speziellen Sonderproblemlage der unter 25-jährigen Jugendlichen macht wiederum deutlich, dass die Grundidee von SGB II, nämlich die in den Arbeitsagenturen vorhandene Arbeitsmarktcompetenz und die bei den Kommunen vorhandene sozialpolitische Kompetenz zusammenzuführen, weiterhin richtig ist.

Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in Deutschland ist sowohl auf der allgemeinen Ebene als auch auf der Ebene mit der Betrachtung der Zielgruppen eben eine klassische Gemeinschaftsaufgabe aller staatlichen Ebenen und damit eigentlich ein Widerspruch zur Aufgabenentflechtung, wie sie sich die Föderalismusreform auf die Fahnen geschrieben hat. Die ARGE Nürnberg steht im Benchmark mit anderen vergleichbaren Argen gut, außer bei den oben genannten unter 25-Jährigen, die für uns ein dickes Problem darstellen.

Weniger Zentralismus

Es kommt weiter darauf an, dass wir in die jetzt etablierten Systeme organisatorische Stabilität hineinbringen. Dazu gehört in jedem Fall eine Ablösung der jetzigen Software und eine IT-Ausstattung, die den Lebens- und Arbeitsverhältnissen, die im Bereich SGB II zu regeln sind, auch gerecht wird. Wir brauchen weiterhin die Möglichkeit, die derzeit noch gut 40 Prozent nicht gesicherten Arbeitsverhältnisse in der

ARGE zu verstetigen. Menschen, die unter der ständigen Bedrohung des Arbeitsplatzverlustes leben, können schlecht qualifiziert sich um das Thema der Arbeitslosigkeit kümmern. Wir brauchen weiterhin eine planmäßige Qualifizierung im Bereich des Fallmanagements, im Bereich der individuellen sozialpolitischen Hilfen und im Bereich der Leistungsgewährung in den Arbeitsgemeinschaften.

Diese organisatorische Stabilität wäre mit großer Sicherheit am leichtesten zu erreichen, wenn es auch für die an sich immer noch nicht gelöste Rechtsformproblematik eine Lösung gäbe. In den Arbeitsgemeinschaften sind derzeit zwei dienstrechtliche Welten vorhanden. Zum einen die der Bundesagentur und zum anderen die der Kommune. Es gelten zwei verschiedene Tarifwerke, es sind zwei verschiedene Personalräte zuständig. Aus dieser Dualität kann sich keine gemeinsame Organisationskultur entwickeln. Es braucht unter der Überschrift »organisatorische Stabilität« sicherlich auch einen deutlich weiteren Rückgang an Zentralismus. Die akklamativ immer versprochene Steuerung über Zielvereinbarungen wird durch die Bundesagentur in der Realität noch immer durch ein sehr detailverliebtes Steuerungsinstrumentarium im operativen Bereich konterkariert. Da muss die Zentrale in Nürnberg wohl noch etwas mehr »loslassen lernen«, zumal eine große Kontrolle durch das öffentliche Benchmarking der Leistungen und Leistungsdaten der einzelnen Arbeitsgemeinschaften in jedem Fall gegeben ist.



Foto: Wolfgang Feige

Weg von Hartz IV:

Wolfgang Mrkos (Bild oben) ist einer von derzeit 13 Teilnehmern des Modellprojekts Pakt50 für Nürnberg, die sich an der Fachhochschule Nürnberg für den ersten Arbeitsmarkt fit machen – mit Weiterbildung in Layouttechniken, Bildbearbeitung, Fotografie, Multimedia/Internet mit den dazu nötigen Programmen. Auch Medientheorie und Medienkonzeption stehen auf seinem Stundenplan.

Als Mitarbeiter betreut er das analoge Entwicklungslabor und das Fotostudio.

Mehr Freiheit auf lokaler Ebene

Wir brauchen größere Handlungsfreiheiten auf lokaler Ebene. Die starke Beschränkung auf einen bundesweit geltenden Instrumentenkasten wird lokalen Unterschieden nicht gerecht. Es ist notwendig, sowohl instrumentell als auch von der Auswahl der Partner her auf lokaler Ebene größere Freiheiten in den Arbeitsgemeinschaften entwickeln zu können.

Es gibt derzeit bei der Agentur noch eine sehr festgefugte »Denkhierarchie«. Der Schwerpunkt der Agentur liegt bei den »Marktkunden«. Für die »Beratungskunden« und das schwierigste Klientel, die »Betreuungskunden«, gibt es relativ wenig Angebote. Dadurch rutschen sie sozusagen in die ARGE hinein. Man wird im ersten Jahr der Arbeitslosigkeit von der Agentur betreut, wird gesetzlich geregelt nach einem Jahr »ausgesteuert« und ARGE-Kunde, kommt in der Regel häufig dann erst in den Genuss einer sozialpolitischen Stabilisierung. Dieser zeitliche Ablauf wird den Lebensverhältnissen der Menschen nur bedingt gerecht, es gibt eine Menge von Kunden bei der Agentur, denen eine sozialpolitische Stabilisierung bei der Rückkehr in den Arbeitsmarkt auch vor der Aussteuerung in die Arbeitsgemeinschaft durchaus eine große Hilfe sein könnte.

Klebeeffekte erwünscht

Ein Blick auf die Zielgruppe der unter 25-Jährigen: Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass das duale System nur für eine Minderheit der Jugendlichen einen Ausbildungsplatz bereitstellt. Es ist meines Erachtens müßig, den Versuch zu unternehmen, der Wirtschaft durch Appelle die fehlenden 70 bis 80 Prozent der Ausbildungsplätze aus den Rippen zu leiern. Das wird nicht gehen, weil die Wirtschaft hier natürlich auch nach Kosten- und Effizienzgesichtspunkten handeln muss. Das bedeutet aber, dass auf der anderen Seite für Berufsfachschulen Einstiegsqualifizierungsjahre, Praktika, Berufsvorbereitungsjahre, Berufsgrundschuljahre ein zusätzliches Angebot von öffentlicher Seite geschaffen werden muss, bei dem im Idealfall alle Kombinationen zwischen Theorie und Praxis im Betrieb, am besten bezogen auf den einzelnen Schüler in einem bestimmten Betrieb, möglich sein müssten, um

den Lebensverhältnissen der Jugendlichen gerecht zu werden. Nur so können die so genannten Klebeeffekte generiert werden, also dass ein Jugendlicher, der bei der Erstbetrachtung durch das Raster einer Entscheidung nach Zeugnis und Gespräch gefallen wäre, über ein Praktikum oder eine Einstiegsqualifizierung dann doch den Weg in den Betrieb findet.

Ehrliche Diskussion über »50+«

Bei den über 50-Jährigen wird es notwendig sein, eine ehrliche Diskussion über einen öffentlich finanzierten dritten Arbeitsmarkt zu führen. Das Arbeitslosengeld, das vor der Reform bis zu einer Maximaldauer von 32 Monaten gezahlt worden ist, war eigentlich nichts anderes als ein gesellschaftlich und damit steuerfinanziertes Frühverrentungsprogramm für die deutschen Unternehmen. Wenn wir wissen, dass über 50-Jährige als klassische »Marktkunden« keine Chance mehr auf dem Arbeitsmarkt haben, dann wird es einerseits notwendig sein, die derzeit in der Regel auf sechs Monate begrenzte Maßnahmedauer zu verlängern und zweitens, in dem Bereich der gesellschaftlich wertvollen und tüchtigen Tätigkeiten zusätzliche Beschäftigungen für über 50-Jährige zu suchen.

Fazit

Die ganze Übung braucht in jedem Fall immer noch mehr Zeit, um dann erst einer abschließenden Bewertung unterzogen werden zu können.

Ich wünsche mir deutlich weniger »Reizreaktionshandlungen« in der politischen Diskussion, mehr Sachlichkeit bei der Betrachtung der Arbeitsmarkterfordernisse.

Wir brauchen eine deutliche innere Verzahnung zwischen Arbeitsmarktpolitik und Schulen, insbesondere Hauptschulen. ■

Dr. Ulrich Maly



Hilfe für Angehörige Inhaftierter

Online-Beratung startet im April

Es gibt Situationen, in die möchte man nicht hineingeraten. Und wer dennoch hineingerät, braucht jede Unterstützung, die er bekommen kann.

Freitagabend: Familie Schmitz aus Dinkelsbühl sitzt beim Essen. Es klingelt, die Polizei steht vor der Tür. Gegen Herrn Schmitz liegt ein Haftbefehl vor. Er wird sofort mitgenommen. Frau Schmitz und ihr kleiner Sohn bleiben alleine zurück. Viele Fragen kommen Frau Schmitz in den Sinn:

- Wie soll ich jetzt unseren Lebensunterhalt bestreiten?
- Wie werden die Nachbarn wohl reagieren?
- Muss ich in der Verhandlung aussagen?
- Woher nehme ich das Geld, um ihn zu besuchen?
- Ich habe keinen Führerschein. Kann ich das Auto jetzt stilllegen lassen?
- Wie konnte er uns das nur antun?
- Was erzähle ich meinem Kind?

Zum Glück gibt es in Bayern eine Beratungsstelle für Angehörige Inhaftierter des Treffpunkt e.V. (BAI) mit Sitz in Nürnberg. Aber kann Frau Schmitz deren Angebot auch nutzen? Frau Schmitz hat keinen Führerschein, kein Geld und sie muss ihren Sohn versorgen. Es bleibt ihr allein die telefonische Beratung. Da es Freitagabend ist, muss sie auch damit bis zum Montag warten. Eine lange Zeit für Menschen in einer Ausnahmesituation.

Beratungsprojekt ist endlich online

Damit Klientinnen wie ihr schneller und effektiver geholfen werden kann, hat ein Projektteam an der Fachhochschule Nürnberg in Zusammenarbeit mit der BAI ein spezielles Online-Beratungsportal im Internet entwickelt. Jetzt können Betroffene ihre dringendsten Anliegen per Mail oder im Chat klären. Denn: durch die Verurteilung ändert sich die Lebenssituation nicht nur für den Inhaftierten selbst, sondern auch für seine Angehörigen.

Für dieses Projekt mussten sozialpädagogische Qualifikationen, IT-Know-how und – die Webseiten sollen ja ansprechend aussehen – gestalterische Kompetenzen gebündelt werden. Seit September 2005 arbeiteten Studierende der Studiengänge Medientechnik, Kommunikationsdesign und Sozialwesen gemeinsam an dem herausfordernden Projekt. Unterstützt wurden sie von den Professoren Dr. Hopf und Dr. Reindl und die Lehrbeauftragte Katrin Proschek vom Rechenzentrum der Hochschule.



Fotos: Treffpunkt Nürnberg

Kurs halten: Die neue Online-Beratung hilft, wenn ein Familienmitglied in Haft genommen wurde.

Das dabei entstandene Online-Beratungsportal ist ab sofort in Betrieb. Es enthält ein umfangreiches datenbankgestütztes Informationsmodul, das rund um die Uhr wichtige und aktuelle Informationen zum Thema bereithält. Die Beratung findet entweder asynchron über ein speziell von den Studierenden entwickeltes Mailberatungssystem statt oder synchron über ein integriertes Chatsystem. Klientinnen und Klienten können individuelle Einzelchat-Termine mit den Beratern wahrnehmen. Darüber hinaus gibt es die Möglichkeit, sich zu bestimmten Themen in moderierten Gruppenchats auszutauschen. Sehr wichtig war den Studierenden, dass die Anonymität der Klienten gewahrt wird. Genauso viel Sorgfalt steckten sie in die Entwicklung einer gut bedienbaren und einladenden Weboberfläche. Die engagierte Arbeit der Projektgruppe wurde im Herbst 2006 mit dem Förderpreis der Sparkasse Nürnberg belohnt.

Online-Beratung wird die Experten an der Fachhochschule weiter beschäftigen. In der sozialen Arbeit spielt die Fähigkeit, als Online-Berater effektiv Hilfe leisten zu können, eine große

Rolle. Die Unterstützungsmöglichkeiten dieser Arbeit durch Softwareplattformen sind noch lange nicht ausgeschöpft; die Sozialinformatik ist ein sehr zukunftssträchtiges Fachgebiet. In naher Zukunft soll ein Testsystem entstehen, mit dem Studierende ihre Qualifikationen in der Online-Beratung trainieren können. Darüber hinaus will man diese Plattform nutzen, um andere Forschungsprojekte zur Online-Kommunikation und Online-Kooperation durchzuführen. Studentische Arbeiten werden dabei wieder eine Schlüsselrolle spielen.

Katrin Proschek/DK ■

Das Projektteam:

Prof. Dr. Hans-Georg Hopf, Prof. Dr. Richard Reindl, Dr. Maxim Filippov, Katrin Proschek M. A., Andreas Ahlborn, Kathrin Fleischmann, Matthias Heer, Christian Lück, Helen Pickl, Ralf Postler, Viktoria Schiffler, Kristian Woitzick

● www.treffpunkt-nbg.de



Keine Senioren-Produkte bitte!

Die Macht der Älteren wächst

In der Bundesrepublik Deutschland wird der demografische Wandel die Märkte radikal verändern. Nicht die Jugend, sondern die Generation 50plus wird den Ton angeben. Wenige Marketingspezialisten haben sich mit diesem Trend bisher ernsthaft auseinandergesetzt. Einer von ihnen ist Andreas Reidl, der seit 1996 eine Agentur für Generationenmarketing betreibt und an der Fachhochschule Nürnberg eine Lehrveranstaltung zum Thema »Marketing für die Zielgruppe 50plus« anbietet. Er erzählt, worauf es ankommt:

Menschen jenseits des 50. Geburtstags werden von Produktentwicklern, Werbefachleuten und Bankern oft ignoriert. Warum?

Dies liegt daran, dass viele Vorurteile und eine falsche Meinung von Menschen jenseits der 50 haben. Seit Jahrzehnten wird den Marketing- und Werbeverantwortlichen die Zielgruppe 14-49 als gültige Währung für Erfolg gepredigt. Immer getreu dem Motto: die Alten kaufen das, woran sie sich in der Jugend gewöhnt haben und sie bleiben ihren Marken treu.

Aus welchen Gründen lohnt es sich denn, ältere Menschen besonders zu umwerben?

Der demografische Wandel ist die Grundlage aller Überlegungen. 30 Millionen Menschen sind in Deutschland 50plus. In jedem zweiten Haushalt lebt ein Haushaltsvorstand, der oder die älter ist als 50. Die Wirtschaftswundergeneration gilt als die reichste Generation aller Zeiten. Die Kinder sind aus dem Haus, und die Schulden für die Immobilie sind getilgt. Mehr als 300 Mrd. Euro gibt die heutige Rentnergeneration jährlich für ihren Konsum aus. Das entspricht immerhin einem Drittel der Konsumgesamtausgaben der Deutschen! Und Konsum hat immer etwas mit Marketing zu tun. Es geht also nicht darum, den armen Alten ihr Geld aus der Tasche zu ziehen, sondern darum, wie ich als Produzent, Dienstleister oder Händler von der Konsumlust dieser Generation profitieren kann.

Wie sollte man diese Generation ansprechen und wie nicht?

Auf keinen Fall als »Senioren«, »Best Ager«, »Silver Generation«, »Golden Oldies« oder »Woopies – well off older people = gut situierte ältere Menschen«. Wir sprechen von 30 Millionen Menschen und von einer sehr heterogenen Zielgruppe. Das Mickey Maus Heft kann auf den Hinweis verzichten »nur für Menschen unter 14 Jahren«, und Nivea Vital von Beiersdorf wurde deshalb erfolgreich, weil sie gerade nicht Nivea



Andreas Reidl (links im Bild) im Austausch mit Produkt-Testerinnen

Seniorencreme heißt. Der Nutzen des Produktes kombiniert mit einer authentischen Zielgruppenansprache ist der Schlüssel zum Erfolg.

Was sind die schlimmsten Fehler, die man bei der Zielgruppe 50+ machen kann?

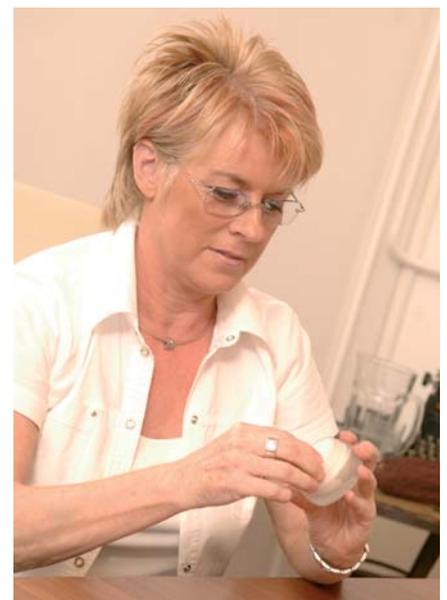
Sie zu unterschätzen und nicht ernst zu nehmen. Diese Generation hat 30, 40, oft 50 Jahre Konsumerfahrung. Die Älteren haben sehr gute Antennen für Authentizität. Das betrifft Angebote ebenso wie Dienstleistungen, Services und Werbung. An der »Verführung«, die die Werbung leisten muss, hat sich grundsätzlich nichts geändert.

Die Studentinnen und Studenten, die Ihre Lehrveranstaltung besuchen, sind in der Regel unter 30. Haben die überhaupt ein Bewusstsein für die Zielgruppe der Älteren?

Ja, sie haben! Ich war erstaunt, wie aufgeschlossen, interessiert und intelligent die Studierenden meinem Thema entgegengetreten sind. Einer der schönsten Sätze war: »Ich gehe heute mit anderen Augen einkaufen, und seit dem Besuch der Veranstaltung betrachte ich Werbung anders«. Eindeutig ja, es gibt ein Bewusstsein für diese Zielgruppe. Auch wenn nach meiner Veranstaltung zunächst die eigenen Großeltern als Forschungsobjekte herhalten müssen.

Welche Vorteile bringt es, sich auf diesem Gebiet schlau zu machen?

Für die Studierenden geht es um die Fragen der beruflichen Zukunftschancen: Für die Unternehmen geht es um die Fragen des Überlebens im demografischen Wandel. Die Bevölkerungsentwicklung ist für die kommenden 20 Jahre sicher. Selbst ein heute einsetzender



Kritische Überprüfung einer Hautcreme

Babyboom würde sich frühestens in 15 Jahren marketingrelevant auswirken. Immer mehr ältere Konsumenten erfordern bei den Unternehmen immer mehr Marketingexperten für die Zielgruppe 50plus. Für die Studierenden hat es den Vorteil, dass sie zu einer Gruppe von wenigen gehören, die Expertenwissen über diese Zielgruppe hat. Und ein knappes Gut hat – betriebswirtschaftlich gesehen – schon immer höhere Preise erzielt.

Doris Keßler ■



Das Geschäft mit der Kunst

Hervorragende Diplomarbeit zu einem Grenzthema

Der internationale Kunstmarkt boomt wie seit Ende der 80er Jahre nicht mehr. Insbesondere die Bilder deutscher Maler werden sehr stark nachgefragt. Dabei ist die Qualität allein kein Garant für wirtschaftlichen Erfolg. Der Kunstmarkt hat eine ökonomische und eine ästhetisch-subjektive Seite, wie die Weilheimerin Birgit Albrecht in ihrer 2006 angefertigten Abschlussarbeit darlegt.

Für die hervorragende Diplomarbeit zu einem Grenzthema wurde die Absolventin des Studiengangs Betriebswirtschaft bei der Akademischen Feier mit einem Geldpreis bedacht. Ihr gelang es, mit dem Instrumentarium einer empirischen Untersuchung einen bemerkenswerten Beitrag zu dem – in der Erkenntnisphilosophie seit Kant fortgesetzt schwelenden – Werturteilsstreit zu liefern.

Jeder Laie stellt sich doch Fragen wie beispielsweise:

- Wie kann man die künstlerische Leistung überhaupt bewerten?
- Warum sterben die meisten großen Künstler arm?
- Was hat sich der Künstler bei seinem Werk gedacht?
- Wie kann Kunst überhaupt ein Geschäft sein?

Nun bewerten die Wirtschaftswissenschaften jegliche menschliche Leistung nach dem fiktiven Prinzip eines »homo oeconomicus«, einer materiellen Bewertung von Aufwand und Ertrag einer Leistung. Ein bildender Künstler jedoch wertet sein Werk nach einem ästhetischen und/oder ethischen Prinzip des subjektiven Wahrnehmens, Fühlens, Denken und – gelegentlich wohl auch – des Wollens.

Können diese Erkenntniskategorien in bezug auf Kunst überhaupt einem objektiven Urteil zugänglich sein?

Die Erfolgsformel der »Neuen Leipziger Schule«

Birgit Albrecht untersuchte das Kunstmarketing von Galerien im Unterschied zum klassischen Marketing. In ihrer Arbeit weist sie am Beispiel der Kunst-Galerien der »Neuen Leipziger Schule« nach, dass der Erfolg dieser Künstler wie z. B. Neo Rauch, Johannes Toppelmann, Christoph Ruckhäberle, Tim Eitel, Tilo Baumgärtel, David Schnell und Matthias Weischer sowie der Erfolg ihrer Galerien auf dem internationa-



Matthias Weischer: Halle, courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin

Foto: Uwe Walter

len Kunstmarkt gerade nicht mit ökonomischen Ursachen und Gründen zu erklären ist. Es sind subjektive, ästhetische Werte, welche faszinieren, das Erhabene fühlen lassen und – im Falle der »Neuen Leipziger Schule« – auch zu einem wirtschaftlichen Erfolg führten.

Im Sinne der konventionellen Marketinglehre wurden die Marketingkonzeption und die darin nominalistisch festgehaltenen Marketingstrategien und Marketingentscheidungen der »Neuen Leipziger Schule« herausgearbeitet. Das Ergebnis ist keine erkenntnistheoretische Axiomatik, aber es wurden interessante Maximen herauskristallisiert.

Der Galerist agiert als Bindeglied zwischen Künstler und Kunde. Er verfolgt eigene Ziele und Strategien und setzt diese mithilfe verschiedener Marketinginstrumente um. So erstellt er beispielsweise ein Sortiment wie der Autohändler auch. Dabei darf er sich nicht ablehnend gegenüber dem Markt verhalten, sondern muss auf Innovationen und insbesondere auf ästhetische Qualität achten, damit er angemessene Preise erzielen kann.

Für die Künstler der »Neuen Leipziger Schule« besteht das Erfolgsrezept aus folgenden Komponenten:

Gesellschaftliches Umfeld

Die Künstler können in einer intellektuellen Insel des Abgeschiedenseins von den Konsumzwängen, dem Konsumterror oder dem Konsumstress durch Rückzug in eine Schrebergarten-Mentalität einerseits und Befreiung durch den Aufbruch in eine offene Gesellschaft andererseits tätig sein.

Kreativer Raum

Die »Neue Leipziger Schule« hat einen schöpferischen Freiraum in Leipzig-Plagwitz gefunden, einem Ort mit dem Charme einer verflornten Industriekultur (Baumwollspinnerei), wo Inspirationen möglich werden.

Interesse und Neugier des Zeitgeistes

Mit dem Ende des »Kalten Krieges« war die bürgerliche und weltoffene Kunstwelt, insbesondere die des US-Marktes interessiert an dem unbekanntem, jugendlich-unverbrauchtem, andersartigen, vom »Sozialistischen Realismus« befreiten Künstlern.

Marktwirtschaftliche Rahmenbedingungen

Das Angebot der »Neuen Leipziger Schule« konnte einen neuen Markt finden, in dem das Angebot nicht zentral geplant, reglementiert, verwaltet und kontrolliert wird, sondern in dem der Tüchtige und der Bessere seine Chance hat.

Prof. Dr. Karl Venker/DK ■

Vizepräsidentin Prof. Dr. Yvonne Stry (ganz links) und der 2. Vorsitzende des Bundes der Freunde (BdF), Martin Schmitt (ganz rechts), mit den BdF-Preisträgern des Jahres 2006.

Birgit Albrecht ist die Zweite von rechts. Sie erhielt den Preis für ihre hervorragende Arbeit über das Kunstmarketing von Galerien.



Foto: Kurt Fuchts



Mädchen und Technik – warum nicht?

Schülerinnen entdecken die FH



Im letzten Jahr ging die ohnehin niedrige Zahl der Studienanfängerinnen in den Ingenieurwissenschaften deutlich zurück. Fachleute beklagen das Ende eines positiven Langzeittrends, auch im Hinblick auf den Ingenieurmangel, der sich in wenigen Jahren bemerkbar machen wird. In diesem Zusammenhang sind Projekte zur Nachwuchsgewinnung in den technischen Studiengängen doppelt wertvoll.

Das Frauenbüro der Fachhochschule Nürnberg organisierte im Wintersemester bereits zum fünften Mal Schnupperkurse in den FH-Laboren, kombiniert mit einem ansprechenden Rahmenprogramm für Schülerinnen ab der 10. Klasse. Zumindest in Nürnberg schreibt »girls go_tech«, wie sich das aus Mitteln des Hochschulwissenschaftsprogramms finanzierte Projekt nennt, Erfolgsgeschichte. Über die Hälfte mehr Teilnehmerinnen als erwartet mussten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen untergebracht werden. Dank der schnellen Reaktion aus den Fakultäten war das kein Problem, und die positive Resonanz der insgesamt 220 Teilnehmerinnen übertraf alle Erwartungen. »Technik zum Anfassen« war der gemeinsame Nen-

ner der rund 25 Veranstaltungen in den Laboren. Ob in der Feinwerktechnik das Innenleben einer Personenwaage erforscht, in der Werkstofftechnik Schmuck mit Röntgenstrahlen auf seine Echtheit überprüft wurde oder in der Verfahrenstechnik Bakterien angezchtet wurden – der Aha-Effekt war garantiert und wurde auch nicht dadurch geschmälert, dass einige Teilnehmerinnen etwas beengt standen. Motiviert und in verschiedene Berufsfelder eingeführt wurden die Schülerinnen durch die Erlebnisberichte von Frauen, die sich in technischen Berufen behaupten und ihre Erfahrung gerne an die Jüngerer weitergeben.

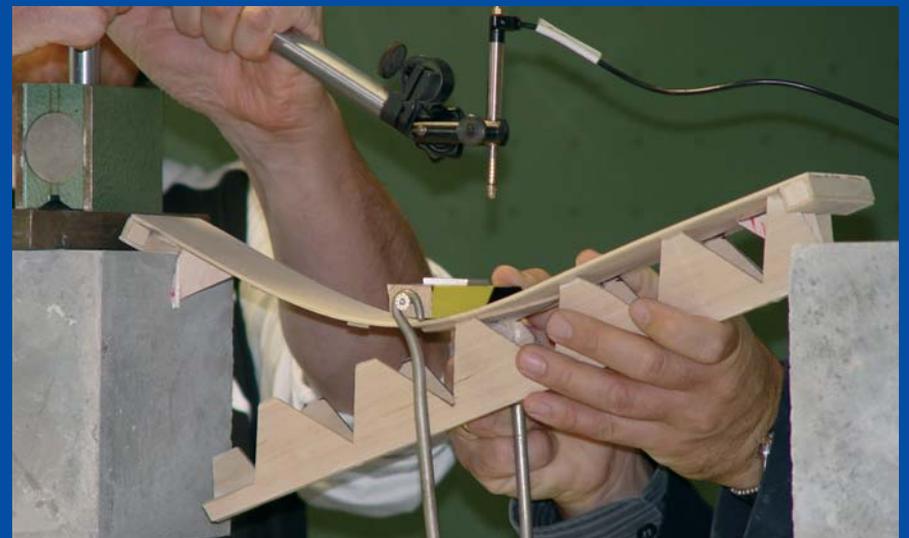
Geheimtipp Betonbaulabor

Petra Bald unterrichtet Mathematik und Physik an der Maria-Ward-Schule in Nürnberg, einer privaten Mädchenschule, und schwört – zumindest im Bereich der Physik – auf die Geschlechtertrennung in bestimmten Jahrgangsstufen. Hier ist die Quote der Absolventinnen, die später in die Natur- oder Ingenieurwissenschaften gehen, höher als an gemischten Schulen. Die jungen Frauen aus den Jahrgangsstufen 10 bis 13 können sich vom Unterricht freistellen lassen, um bei »girls go_tech« teilzu-

nehmen. Rund 25–30% von Petra Balds Schützlingen nutzen dieses Angebot jedes Jahr – und kommen in der Regel begeistert zurück. Das Betonbaulabor in der Fakultät Bauingenieurwesen hat sich in den letzten Jahren mit dem Holzbrückenwettbewerb zu einem Geheimtipp der immer im Herbst stattfindenden Veranstaltung entwickelt. Aus 25g Balsaholz und Spezialkleber bauen die Schülerinnen in Gruppenarbeit kunstvolle Brücken, deren Tragfähigkeit am gleichen Tag getestet wird. Nach einer kurzen fachlichen Einweisung geht es sofort zur Sache. »Ich bin jedes Mal aufs Neue überrascht, wie leistungsfähig und vielseitig die Konstruktionen sind«, berichtet Prof. Dr.-Ing. Thomas Freimann, der zusammen mit dem Ingenieur Thomas Killing die Veranstaltung immer wieder gern ausrichtet und die besten Modelle mit Preisen auszeichnet.

Das Interesse an Projekten im Betonbaulabor bleibt groß: Für Juli haben sich die nächsten Mädchen-Gruppen aus der Maria-Ward-Schule angemeldet.

Doris Keßler ■



Fotos: Doris Käßler/Frauenbüro

Wie begeistert die Schülerinnen bei der Arbeit waren und wie wenig Berührungängste tatsächlich existieren, sieht man an diesen Bildern.





Energie sparen mit Draht

Auf der Suche nach dem optimalen Wärmetauscher

Otto Normalverbraucher besitzt mindestens ein Dutzend Wärmetauscher oder technisch korrekt: »Wärmeübertrager«, meist weiß er es nur nicht. Dass Kühlschränke, Heizungen, Autos und elektronische Geräte nur funktionieren, weil in ihnen Wärmetauscher integriert sind, ist vielen Menschen zwar nicht bewusst, aber dennoch Fakt.

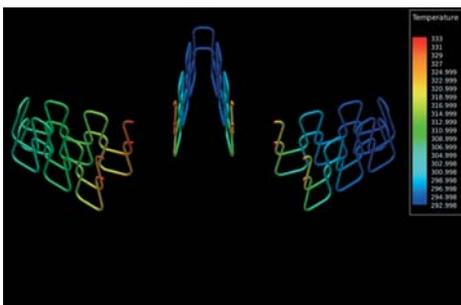
Keine langwierigen Messungen mehr

Genauso häufig wie in alltäglichen Anwendungen sind Wärmetauscher in der Industrie zu finden. Es ist deswegen leicht nachvollziehbar, dass weltweit Milliarden von ihnen existieren und jedes Jahr Millionen neue hinzukommen. Deshalb haben selbst kleinste Verbesserungen bei Wärmetauschern enorme Auswirkungen, sei es ökologisch durch Energieeinsparung und der damit verbundenen CO₂-Reduzierung, sei es ökonomisch, weil Material und andere Ressourcen bei der Produktion oder im Betrieb effektiver eingesetzt werden können. Es lohnt sich also, Wärmetauscher zum Gegenstand von Forschung zu machen, um neue Geräte zu entwickeln oder bestehende zu optimieren. Heute kann die diesbezügliche Forschung besonders effizient durchgeführt werden, weil eine Vielzahl von früher erforderlichen langwierigen Messungen durch Computersimulationen auf Hochleistungsrechnern ersetzt werden kann.

Drahtgestrick trifft Wärmetauscher

Die Professoren Tilman Botsch und Eberhard Franz aus der Fakultät Verfahrenstechnik forschen seit August 2004 in enger Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Strömungsmechanik der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. M. Sc. Abdellah Lemouedda fertigt seine Doktorarbeit an. Unterstützt wurde er dabei von den Studenten Harry Moosandl, Christian Hausmann, Oliver Kroner und Harry Gabriel, die damals ihr zweites praktisches Semester absolvierten.

Temperaturverteilung in einigen Elementen eines Drahtgestricks (Computersimulation).



Nicht nur ähnlich gekleidet, sondern auch im gleichen Projekt engagiert: Oliver Kroner (links) und Harry Gabriel.

Innovative Produkte

Ein besonderes Augenmerk muss natürlich auf die industrielle Umsetzbarkeit der Forschungsergebnisse gelegt werden. Genau darauf zielt die Zusammenarbeit von Botsch und Franz mit der Firma Rhodius, einem Unternehmen aus dem mittelfränkischen Weißenburg. Rhodius stellt Drahtgestricke her, die verschiedenste Einsatzzwecke in der Verfahrenstechnik oder auch im Automotive-Bereich haben. Der Geschäftsführer der Firma, Dipl.-Ing. (FH) Erich Bittner, erfuhr zufällig von den Forschungsaktivitäten am Fachbereich Verfahrenstechnik und hatte schnell die Idee, das Kernprodukt seines Unternehmens für innovative Wärmetauscher zu verwenden.

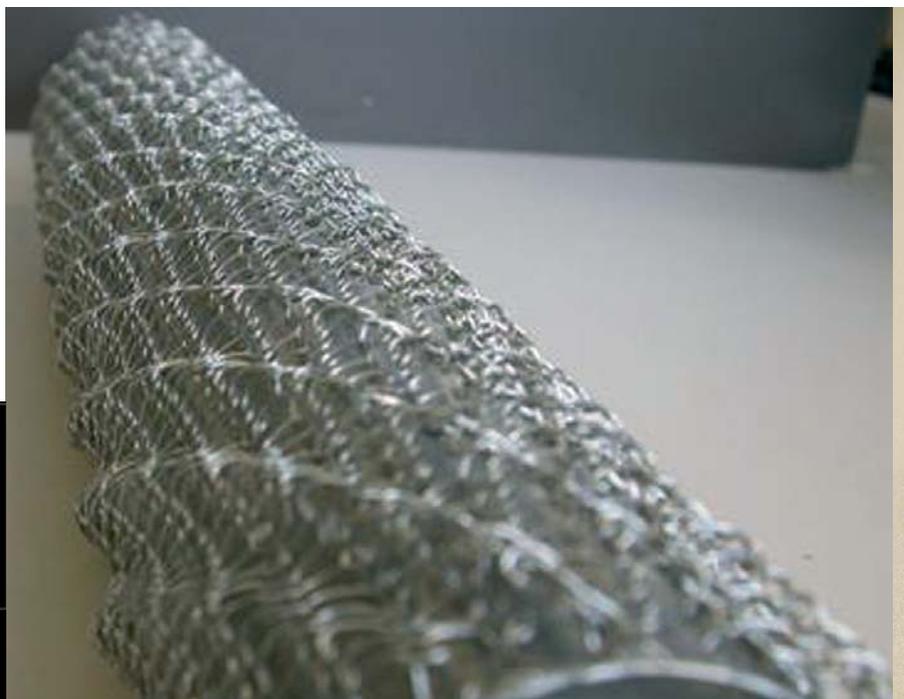


Versuchsstand im Labor für Wärme- und Stoffübertragung. Hier wurden die Drahtgestricke getestet.

Laborversuche machen Mut

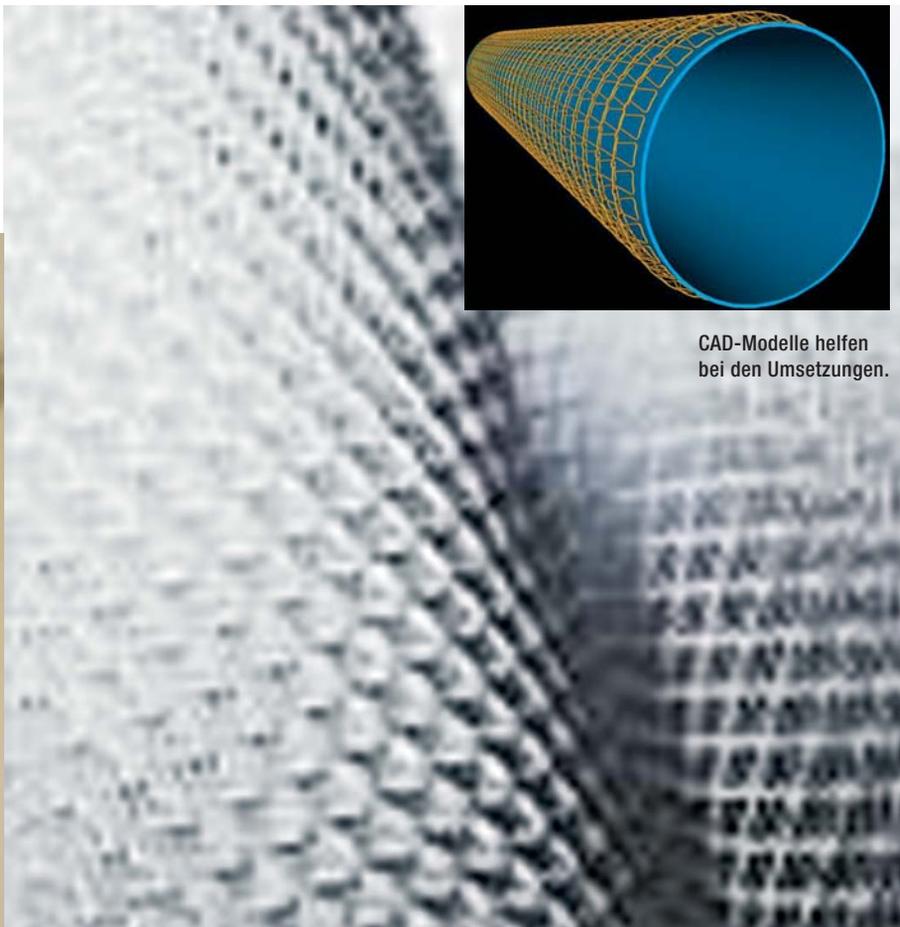
Erste Messungen (Bild) lieferten sehr ermutigende Ergebnisse. Im Labor für Wärme- und Stoffübertragung wurde eine um 50 % gesteigerte Leistung von Wärmetauschern mit Drahtgestrick festgestellt. So begann ein Projekt, in welchem gezielt nach besonders leistungsfähigen Wärmetauschern mit Drahtgestrick gesucht wurde. Dieses Projekt ist mittlerweile abgeschlossen und lieferte bemerkenswerte Ergebnisse:

- Leistungssteigerungen um bis zu 200 %
- reduzierter Energieaufwand zum Betrieb von Wärmetauschern
- die experimentell und durch Computersimulationen gefundenen Wärmetauscher können



herkömmlichen Wärmetauschern Konkurrenz machen.

Die Forschungsgruppe um Botsch und Franz ist überzeugt, dass eine gezielte Suche nach optimalen Wärmetauschern noch viel Potenzial bietet und will ihre künftigen Aktivitäten darauf konzentrieren. Prof. Dr. Eberhard Franz/DK ■



CAD-Modelle helfen bei den Umsetzungen.



Wildnis & Wandern & Verwilderung

Erfahrungen vom Lapplandtrekking 2006

Ein Aushang, der es in sich hatte...

Am Anfang eines jeden Semesters kann man sie beobachten, die Traube vor dem Glaskasten im dritten Stock der Fachhochschule (FH) Nürnberg, Fakultät Sozialwesen, in der Bahnhofstraße: Junge Menschen auf der Suche nach einem geeigneten BMG-Angebot (BMG: Bewegung, Musisches, Gestaltung). Von A wie Autogenes Training bis Z wie Zirkuspädagogik wird den Studenten der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule viel geboten. Manche verfahren bei der Auswahl gemäß dem Motto: Scheinerwerb möglichst ohne größeren Aufwand. Nicht so die Handvoll Studenten, die sich einen Termin für Anfang Februar im Raum T 03 in ihren Kalender schreiben. Sie hat beim Lesen des Aushangs von Prof. Werner Michl das Fernweh gepackt. Ziel ihres Sehns: der kalte Norden Finnlands, Lappland.

Die Vorbereitung

Geplant war eine Trekkingtour zusammen mit finnischen Studenten der University of Applied Sciences Mikkeli im Spätsommer 2006. Bevor es losgehen konnte, mussten noch einige Vorbereitungen getroffen werden. Klar war: Wir treffen uns am 30. August 2006 im finnischen Mikkeli. Die Anreise mussten wir in Eigenregie planen. Manche beschlossen, schon ein paar Tage früher zu fliegen, um Helsinki oder Tampere zu erkunden. Schließlich hat das Land mit den besten »PISA-Ergebnissen« einiges mehr zu bieten als gruselige Grand Prix Gewinner und gute Wintersportler. Via Internet war schnell ein geeigneter Flug gefunden, und auch die anschließende Bahnreise konnte problemlos von zuhause aus geplant werden. Damals ahnten wir noch nicht, dass die in unseren Reiseunterlagen versprochenen Ermäßigungen für Studenten nur für finnische Studenten galten.

Ready for take off

Donnerstag, 31. August 2006

Die Reise kann beginnen. Die letzten von uns heben ab in Richtung Norden. Für diejenigen, die schon zwei Tage früher nach Finnland gereist sind, beginnt heute der offizielle Teil, und sie fahren mit dem Zug oder mit dem Bus in das nördlicher gelegene Mikkeli. Auf der Zugreise von Helsinki in die Studentenstadt können wir die Landschaft bewundern, die geprägt ist von Wasser, Wald und kleinen Dörfern mit überwiegend roten Holzhäuschen und den dazugehörigen Saunen. In Mikkeli werden wir von zwei finnischen Studenten erwartet, die uns zur Hochschule begleiten. Wir dürfen unser Matratzenlager im Kunstraum ausbreiten, der



Kurz die Rucksäcke absetzen, ein Blick auf die Karte, dann geht es gleich weiter.

durch seine moderne und äußerst komfortable Ausstattung überrascht. Nachts um zwei kommen die letzten von uns in der Schule an.

Freitag, 1. September 2006

Der Tag startet mit einem witzigen Warm-up im großen Saal der kleinen Hochschule, bei dem wir schnell die finnischen Studenten und unsere Teamleiter kennen lernen. Im theoretischen Teil wird uns dann gezeigt, wie der Rucksack richtig gepackt wird und welche Ausrüstung benötigt wird. Auch ein so genannter »Safetyplan« ist für unseren Trip notwendig, um schon im Vorfeld mögliche Gefährdungssituationen einzugrenzen. Schließlich werden wir zum Teil zwei bis drei Tagesmärsche von der nächsten Straße entfernt sein, da käme ein Unfall beim Holzhacken wegen unsachgemäßer Handhabung recht unangelegentlich...

Am Nachmittag kaufen wir in unseren Kleingruppen das Essen und stellen aus dem riesigen Fundus der Hochschule unser Equipment zusammen, gefolgt von einer sorgfältigen Prüfung der Ausrüstung. Dabei überraschen uns vor allem die zu manchen Seiten hin offenen Zelte.

Am Abend zeigen wir uns gegenseitig die gekauften Gummistiefel, ohne die man in Lappland angeblich verloren ist. Während die einen

eher die schlichten grünen bevorzugen, tendieren andere zu knallroten Schuhen (mit denen man bestimmt Lapplands Next Top Model wird). Ganz ausgefallen war das Modell im Orange-Limette Design.

Samstag, 2. September 2006

Schon um 4:30 Uhr klingelt der Wecker, und eine halbe Stunde später geht die Busreise in den hohen Norden los. Nach wenigen Kilometern die erste Vollbremsung: Im Morgengrauen sehen wir die Umrisse eines riesigen Elches, der über die Landstraße im Wald verschwindet. In den nächsten 15 Stunden begegnen wir unzähligen Rentieren auf den leeren Straßen, die uns zu halsbrecherischen Ausweichmanövern nötigen. Endlich in Kiellatupa angekommen, einer Art Jugendherberge bestehend aus zwei Holzhütten, einem Gastraum und natürlich einer Sauna, packen wir zum letzten Mal die Rucksäcke um und gehen früh schlafen.

Sonntag, 3. September –

Freitag, 8. September 2006

Um 9:00 Uhr starten die einzelnen Gruppen zu ihren Wanderungen in die Wildnis. Jede Gruppe geht in eine andere Richtung und hat einen individuellen Tourverlauf. Wir sind alle sehr aufgeregt aber auch froh, dass es nun endlich losgeht.



Das sind unsere Eindrücke

Marika: »In Lappland konnte ich abschalten und in den Genuss der Stille kommen. Man lernte für sich und andere Verantwortung zu übernehmen, indem man weniger Fitte unterstützte, um das Ziel gemeinsam besser zu erreichen. Sehr wichtig für das Miteinander ist vor allem Humor. Vom Guide konnte man lernen, dass ein partnerschaftlicher Umgang das Beste für die Gruppe ist: Indem er der Gruppe viel überlässt, übergibt er den Teilnehmern Verantwortung, vertraut aber auch auf sie. So stärkt er den Zusammenhalt und motiviert Gruppenmitglieder zur Eigeninitiative und dazu, zum Gelingen der gemeinsamen Tour beizutragen. Ebenso konnte man auf dieser Reise seine eigenen Fähigkeiten entdecken und nutzen.«

Theresa: »Es war richtig toll: Eine Woche ohne Handy, Fernseher, Radio und vor allem ohne Medien. Die Wanderung war zwar körperlich anstrengend, aber dafür geistig umso entspannender. Mir wurde in Lappland bewusst, wie viel und was ich esse, und welchen Müll ich dabei produziere. Das wird erst offensichtlich, wenn man den Müll selbst mitnehmen muss. Auch wird einem klar, wie notwendig Wasser und der sparsame Umgang mit dieser wertvollen Quelle ist. Eine weitere überraschend tolle Erfahrung waren die Toilettengänge in der freien Natur, danach erscheint einem die zivilisierte Toilette richtig eng und langweilig.«

Nina: »In Lappland war es friedlich und schön. Die märchenhafte Natur wurde nur durch einen selbst gestört. Wasserdichte Schuhe waren Voraussetzung für schöne Tage, der Rest wurde einem geschenkt. Manchmal gab es Wege, d.h. Rentierpfade, die auftauchten und wieder verschwanden und uns das Laufen immer wieder erleichterten.«

Lisa: »Am meisten beeindruckt haben mich die Weite und Einsamkeit der Landschaft und die Stille. Aber auch das Bewusstsein für alles um einen herum und wie sehr meine Sinne geschärft wurden. Ebenso die Konzentration nur auf den Moment oder den Tag: Wohin gehen wir, wer baut was auf, was kochen wir? Das Bewusstsein des eigenen Handelns, der Verantwortung für sich selbst, die Gruppe und die Umwelt. Aufeinander angewiesen sein. Mit dem Nötigsten auskommen, sehen was man braucht und was nicht. Das Gewöhnen an das Laufen mit schwerem Gepäck und Spaß daran haben. Wechselnde Landschaften beobachten und bei unterschiedlichem Wetter laufen. Über weite Ebenen und Berge mit Aussicht, man sieht, wie weit man laufen kann, ohne auf ein Zeichen der Zivilisation zu stoßen. Die Freiheit fühlen, dass man gehen kann, wohin man will. Aber auch völlig Neues lernen: wie orientiere ich mich, wie funktioniert der Umgang mit Karte und Kompass? Wie schützt man sich am



Essenspause in der Wildnis.

besten vor Kälte und Nässe? Man lernte auf dieser Reise seine eigenen Belastungsgrenzen kennen und hinterher sieht man, was man alles schaffen kann.«

Volker: »Der Trip nach Finnland war ein einziges großes Erlebnis. Gemeinsam konnten wir lernen, uns in einer vollkommen fremden Umgebung zurechtzufinden. Es galt, sich zu orientieren, mit fremder Sprache und Kultur auseinander zu setzen und sich mit fremden Menschen für eine begrenzte Zeit zu einer festen Gruppe zusammen zu finden. Wir lernten, uns in schwierigen Situationen zu unterstützen, miteinander Lösungen für Probleme zu finden, gemeinsam viel zu lachen und so die schweren Lasten, die wir zu tragen hatten, besser auszuhalten. Die wilde, ursprüngliche Natur, die scheinbar endlose Weite auf der Hochebene und die unvorstellbare Ruhe lassen die insgesamt nicht unerheblichen Kosten und Mühen leicht in den Hintergrund treten. Ich werde die Reise immer in einer guten Erinnerung behalten und daraus noch viel Kraft schöpfen.«

Freitag, 8. September 2006

Gegen Nachmittag hat uns die Zivilisation wieder und »Meillä menee hyvin« (es geht uns gut). Nach und nach erreichen auch die anderen Gruppen Kiellatupa wieder. Nachdem die Zelte zum Trocknen aufgehängt sind und die Ausrüstung gereinigt ist, freuen sich alle auf die Sauna und eine ausgiebige Dusche, denn nicht alle konnten sich in den sechs Tagen zuvor überwinden, in die kalten Flüsse zu springen. Anschließend sieht man viele Studenten die Straße auf und ab gehen, bis das Handy Empfang hat, und man die Liebsten zu Hause erreichen kann. Um 19:00 Uhr gibt es dann für alle ein finnisches Nationalgericht: Rentierbraten. Welch Wohltat nach fünf Tagen Hafergrütze und Knäckebrot! Und dann warten ja noch die richtigen Betten auf uns...wir fühlen uns wie im Himmel...

Am nächsten Tag starten wir wieder in aller Frühe in Richtung Mikkeli. Einen Tag darauf geht es für die meisten zurück nach Deutschland, wo es etwa 15° C wärmer ist. Wir alle

konnten auf dieser Reise eine Menge über uns selbst lernen. Die Gruppe, mit der man sechs Tage und Nächte im Freien verbracht hat, und vor allem die Natur ließen uns viel Neues entdecken. Unser besonderer Dank gilt deshalb unserem Professor Werner Michl, der uns dieses Erlebnis ermöglicht hat, und sich entscheidend um die Organisation im Vorfeld gekümmert hat. Ebenso möchten wir uns bei dem Dozenten der finnischen Hochschule, Tommi Pantzar, und den Studenten der University of Applied Sciences Mikkeli für die gesamte Organisation und den Service vor Ort bedanken. Ein letzter und besonderer Dank geht an Teemu Torvelainen, Tero Pauku, Anu Pukki, Harri und Heljä Pantzar, die Groupleader, von denen wir sehr viel lernen konnten und die diese Reise zu einem unvergesslichen Erlebnis gemacht haben. ■

Text und Bilder stammen von Silke Beissel, Stefanie Dürschinger und Volker Raab, die an der Fakultät Sozialwesen studieren. Ihr Professor Dr. Werner Michl organisiert dieses Jahr wieder ein Lappland-Trekking.



Der Umgang mit dem Kompass will geübt sein.

● Michl@hostmail.de

Dir ist kalt? Ha! Alles eine Frage der Einstellung ...

+10°C Die Bewohner von Mietwohnungen in Helsinki drehen die Heizung ab. Die Lappen (Bewohner Lapplands) pflanzen Blumen.

+5°C Die Lappen nehmen ein Sonnenbad, falls die Sonne noch über den Horizont steigt.

+2°C Italienische Autos springen nicht mehr an.

0°C Destilliertes Wasser gefriert.

-1°C Der Atem wird sichtbar. Zeit, einen Mittelmeerurlaub zu planen. Die Lappen essen Eis und trinken kaltes Bier.

-4°C Die Katze will mit ins Bett.

-10°C Zeit, einen Afrikaurlaub zu planen. Die Lappen gehen zum Schwimmen.

-12°C Zu kalt zum Schneien.

-15°C Amerikanische Autos springen nicht mehr an.

-18°C Die Hausbesitzer in Helsinki drehen die Heizung auf.

-20°C Der Atem wird hörbar.

-22°C Französische Autos springen nicht mehr an. Zu kalt zum Schlittschuhlaufen.

-23°C Politiker beginnen die Obdachlosen zu bemitleiden.

-24°C Deutsche Autos springen nicht mehr an.

-26°C Aus dem Atem kann Baumaterial für Iglus geschnitten werden.

-29°C Die Katze will unter den Schlafanzug.

-30°C Japanische Autos springen nicht mehr an. Der Lappe flucht, tritt gegen den Reifen und startet seinen Lada.

-31°C Zu kalt zum Küssen, die Lippen frieren zusammen. Lapplands Fußballmannschaft beginnt mit dem Training für den Frühling.

-35°C Zeit, ein zweiwöchiges heißes Bad zu planen. Die Lappen schaufeln Schnee vom Dach.

-39°C Quecksilber gefriert. Zu kalt zum Denken. Die Lappen schließen den obersten Hemdknopf.

-40°C Das Auto will mit ins Bett. Die Lappen ziehen einen Pullover an.

-45°C Die Lappen schließen das Klofenster.

-50°C Die Seelöwen verlassen Grönland. Die Lappen tauschen die Fingerhandschuhe gegen Fäustlinge.

-70°C Die Eisbären verlassen den Nordpol. An der Universität Rovaniemi wird ein Langlaufausflug organisiert.

-75°C Der Weihnachtsmann verlässt den Polarkreis. Die Lappen klappen die Ohrenklappen der Mütze runter.

-250°C Alkohol gefriert. Der Lappe ist sauer.

-268°C Helium wird flüssig.

-270°C Die Hölle friert.

-273,15°C Absoluter Nullpunkt. Keine Bewegung der Elementarteilchen. Die Lappen geben zu: »Ja, es ist etwas kühl, gib' mir noch einen Schnaps ...«



Reise ins unbekannte Europa

Tallinn, die Hauptstadt von Estland

Tervist! So lautet die offizielle Begrüßung in Estland, seit August 2003 neuer EU-Mitgliedsstaat und im Nordosten Europas im so genannten Baltikum gelegen. Wie kommt man dazu, sich für ein Austauschsemester in einem aus deutscher Sicht weitgehend unbekanntem, ja »exotischen« Land zu entscheiden?

Ein geschichtsträchtiges Land

Estland, ehemaliges sowjetisches Hoheitsgebiet und seit 1991 ein unabhängiger Staat, hat eine sehr interessante Geschichte. Angefangen mit der Besetzung zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, in dem sich kurioser Weise ein Teil der Esten mit den Deutschen und ein anderer Teil mit den Truppen der Sowjetunion verbündeten, bis hin zum heutigen regen Austausch von Waren und Dienstleistungen aller Art. Vor allem Holzprodukte sind eine wichtige Exportware des kleinen Landes.

Nicht zuletzt deshalb ist die deutsche Sprache auch heute noch sehr verbreitet, besonders unter der älteren Generation. Aber auch in der Schule wird Deutsch neben Russisch und Englisch gelehrt und gesprochen. Ansonsten benutzt man die Landessprache Estnisch, ein Sprachen-Mix aus Russisch, Finnisch und Ungarisch. Englisch kann quasi als Parallelsprache angesehen werden, da Schätzungen zufolge nur noch 800.000 Menschen sich in ihrem Alltag auf estnisch verständigen.

Speziell in der Hauptstadt Tallinn hat sich eine sehr internationale Bevölkerung gebildet, die hauptsächlich auf Englisch und Russisch kommuniziert. Um die estnische Sprache und Kultur vor der fortschreitenden Internationalisierung zu schützen, werden von der Regierung sogar »Schutzprogramme zum Erhalt der estnischen Kultur und Sprache« gefördert. Dies zeigt sich unter anderem in speziellem Estnischunterricht an den Schulen, wo sonst größtenteils auf Russisch unterrichtet wird.

Hanseatisches Flair

Als größter der drei baltischen Staaten hat das im Süden des Finnischen Meerbusens gelegene Estland eine relativ kleine Bevölkerung von gerade mal 1,5 Millionen Einwohnern. Diese verteilen sich auf ca. 2/3 der Fläche Bayerns. In der Hauptstadt Tallinn leben ungefähr 400.000 Menschen. Das mittelalterliche Stadtbild mit seiner zum Teil als Unesco-Weltkulturerbe geschützten Altstadt erinnert an Nürnberg im Miniaturstil. Die rund 1.500 Inseln vor der Küste Estlands belegen seinen Status als maritimes Land mit hanseatischem Flair.



Foto: Andreas Faul

Blick auf die Altstadt von Tallinn.

Günstige Lage

Durch die strategisch günstige Lage können das rund 80 km entfernte Helsinki in eineinhalb Stunden mit der »speed ferry« und Stockholm in ca. 15 Stunden mit einer normalen Fähre erreicht werden. Die russische Grenze liegt ungefähr 150 km östlich bei der Stadt Narva. Nach St. Petersburg sind es dann noch einmal weitere 150 km auf zum Teil sehr abenteuerlichen Straßen, die den Stoßdämpfern eines Fahrzeuges alles abverlangen. Tallinn besitzt einen eigenen Flughafen, von dem aus viele Destinationen in Europa und Russland angefliegen werden. Die Entfernung nach Nürnberg beträgt rund 1.500 km auf dem Landweg.

Trotz mehrmaliger Anläufe, den Euro als offizielles Zahlungsmittel einzuführen, sind die Preise durch den festen Wechselkurs der estnischen Krone weitestgehend stabil. Ein endgültiger Beitritt zum Eurowährungsgebiet ist nun für 2008 geplant. Das Preisniveau liegt heute noch deutlich unter dem in Deutschland, obwohl in Tallinn die Lebenshaltungskosten im Vergleich zu anderen Landesteilen relativ hoch sind und tendenziell weiter steigen.

Kommunikation rund um die Uhr

Trotz der noch jungen Geschichte Estlands als unabhängiges, freies Land in der Europäischen Union ist das Land im Bereich der öffentlich zugänglichen Informationstechnik sehr fortschrittlich. Im Erfinderland der weltweit populären Internet-Telefonie-Plattform SKYPE hat sich eine Konzentration auf IT-Technologien vollzogen, die das tägliche Leben sehr erleichtern.

So ist es für jedermann möglich, sich via Wireless-LAN-Verbindung kostenlos über einen der über die ganze Stadt verteilten »wifi Hotspots« in das Internet einzuloggen. Diese »wifi areas« werden von Telekommunikationsanbietern, Einzelhändlern und der öffentlichen Hand zur Verfügung gestellt. Ob auf einer Parkbank, in Kaufhäusern oder an der Tankstelle, die Kommunikation rund um die Uhr ist damit garantiert! So gehört auch die Notebook-Tragetasche zum festen Bestandteil vieler »Tallinnas«, wie die Einwohner der estnischen Hauptstadt auch genannt werden. Eine weitere, in Deutschland noch nicht angewandte Technik zur Bezahlung von Parkgebühren ist das »mobile payment«-Verfahren. Nach vorheriger Registrierung –



natürlich über das Internet – kann der Parkende im Stadtgebiet Tallinns seine Gebühren via SMS begleichen. Abgebucht werden diese dann automatisch mit der Handy-Rechnung. Polizisten sind mit entsprechenden Geräten zur Überprüfung des Zahlungsvorgangs ausgerüstet. Diese Tätigkeit erfreut sich großer Beliebtheit, und die »Tallinnas« sind sehr stolz auf diese neuen Technologien.

Unkomplizierte, hilfsbereite und offene Art

Um noch einmal auf die Fragen nach dem »warum Estland, warum Tallinn« zurückzukommen: Das Abenteuer und die pure Neugier, etwas Neues, Exotisches, quasi direkt »vor der europäischen Haustüre« zu erleben, war stets meine Motivation. Es sollte sich auch noch herausstellen, dass die neuen »temporären« Kommilitonen und die Einheimischen sehr genau wissen wollten, warum ich ein knappes halbes Jahr ausgerechnet in ihrer Stadt und ihrem Land verbringe.

Die ERASMUS-Partnerhochschule der Fakultät Betriebswirtschaft, die Estonian Business School in Tallinn (EBS), wurde jedenfalls für einige Monate mein studentisches Zuhause. Trotz intensiver Recherche und offizieller Gespräche mit dem zuständigen Projektkoordinator Prof. Karl Venker und den wenigen ehemaligen Nürnberger ERASMUS-Studenten an der EBS über Ihre Erfahrungen machte ich mich mit gemischten Gefühlen auf. Ich war erst der vierte Austauschstudent innerhalb von vier Jahren!

Die Organisation vor Ort zur ersten Orientierung war jedoch vorbildlich. Ein extra gebildeter Stab aus Studenten kümmerte sich als Tutoren um die 65 ERASMUS-Studenten aus neun verschiedenen Ländern. Und so gewöhnte ich mich sehr schnell ein – nicht zuletzt durch die unkomplizierte, hilfsbereite und offene Art der neuen Kommilitonen. In den folgenden Wochen und Monaten wurden Reisen nach St. Petersburg, auf die Insel Saaremaa, die größte Insel Estlands, nach Stockholm und nach Riga organisiert. Sogar eine traditionelle estnische Hochzeit, bei der zwei ausgewählte ERASMUS-Studenten verheiratet wurden, gab es. Zu unserer aller Überraschung haben sich bei den oft mehrtägigen Veranstaltungen auch viele Einheimische für eine Mitreise entschieden. Dies förderte den intensiven Austausch zwischen unterschiedlichsten Kulturen in ungezwungener Atmosphäre.

Estnisch auf »survival«-Niveau

Neben den vielen Freizeitaktivitäten hatte ich die Möglichkeit, aus einer Vielzahl von Kursen an der Estonian Business School auszuwählen. Die meisten Studenten sind in einem Bachelor Studiengang immatrikuliert, aber auch der Abschluss »Master of Business Administration«

kann an der EBS gemacht werden. Vorlesungen werden in drei Sprachen angeboten: Estnisch, Russisch und Englisch. Für ERASMUS-Studenten waren selbstverständlich die in englischer Sprache angebotenen Kurse vorgesehen. Als Extra-Vorlesung gab es nur für ERASMUS-Studenten einen estnischen Sprachkurs mit dem Ziel, ein gewisses estnisches »survival level« zu erreichen und informative Diskussionsrunden über Land, Kultur und Leute. Das vorherrschende Englisch-Niveau entspricht einer Hochschule mit internationaler Ausrichtung. Bei manchen Dozenten ist das Englisch sogar deutlich besser als das von deutschen Professoren. Grund hierfür sind die Bemühungen des dortigen »Study Departments«, ausländische Dozenten von Partnerhochschulen oder aus der Wirtschaft für Blockveranstaltungen zu engagieren. Hier werden nicht nur englische Muttersprachler, sondern auch französische, italienische oder deutsche Dozenten beauftragt, über ihr Fachgebiet zu referieren. So können die Studenten verschiedene englische Akzente kennen lernen.



Fleiß wird belohnt

Ich habe außerdem noch das vielfältige Angebot an »Business English«-Kursen wahr genommen, um meine eigenen Sprachkenntnisse zu festigen. Es waren im Nachhinein betrachtet wohl die besten und lehrreichsten Englisch-Vorlesungen meiner Studienzeit. Der Inhalt und Aufbau der Vorlesungen kann mit dem deutschen System nicht verglichen werden. Kleine Seminargruppen, Blockveranstaltungen, Hausarbeiten, Hausaufgaben sowie Anwesenheitspflicht sind selbstverständlich. Das hat so seine Vor- und Nachteile, doch ich denke, dass diese Art von Notenbildung und kontinuierlichem Studieren sinnvoller und effektiver ist als eine Klausur am Ende eines Semesters. So war es in manchen Fächern möglich, sich während des Semesters durch »mid-term exams«, »assignments«, »homework«, »participation« und »presentations« bereits bis zu 60% der Endnote zu erwirtschaften.

Wer also schon während des Semesters fleißig ist, hat beste Aussichten auf eine gute Note am Ende des Studiums. Natürlich kann das sehr anstrengend sein, vor allem bei mehreren Hausarbeiten und Präsentationen an einem Tag. Grundsätzlich habe ich aber eine ganze Menge von der Estonian Business School gelernt und »mitgenommen«, auch wenn das Prüfungsniveau nicht ganz mit dem in Deutschland mithalten kann.

Für Austauschstudenten, die nicht im Rahmen des ERASMUS-Programms kommen, werden an der EBS Studiengebühren erhoben. 21.500 Estnische Kronen – ca. 1.500 Euro – sind für einen Vollzeitstudenten pro Semester zu bezahlen. In Anbetracht eines durchschnittlichen Monatsverdienstes von umgerechnet 500 Euro ist das eine Menge Geld. Und so wundert man sich nicht, dass sich fast nur Sprösslinge wohlhabender Familien oder bereits selbstständige Unternehmer das Studium an der EBS leisten können.

Beeindruckender Unternehmergeist

Der Unternehmergeist in Estland hat mich persönlich sehr beeindruckt. Es gilt das Prinzip: »Wenn du eine Idee hast, dann realisiere diese. Nutze deine Chance!« Diese Philosophie kommt nicht von ungefähr, denn nirgends ist es so einfach und unbürokratisch, eine eigene

Idylle und High Tech: Teile der Altstadt Tallinns gehören zum UNESCO-Weltkulturerbe (Bild oben).

An so genannten wifi-Hotspots, die überall in der Stadt verteilt sind, kann man sich kostenlos über WLAN ins Internet einloggen (Bild Mitte).

Typisch russische Soldatenmütze: die Uschanka (unteres Bild).



Fotos: Andreas Faul

Firma zu gründen und seine Geschäftsidee zu verwirklichen. Deshalb ist auch ein Großteil der einheimischen Studenten während des Studiums entweder in der eigenen Firma oder in ortsansässigen Firmen tätig, oftmals sogar in Vollzeit. Speziell beratende Tätigkeiten für kleinere Unternehmen bieten beste Aussichten, um die »eigene Firma« zu gründen und Unternehmergeist zu beweisen. Innerhalb von nur wenigen Tagen kann ein Gewerbeschein beantragt werden, und man ist mit den Grundvoraussetzungen und allen Vorteilen ausgestattet. Diese Art von Geschäftsaktivität ist in Deutschland weitestgehend undenkbar! Der hohe bürokratische Aufwand, aber auch das finanzielle Risiko sind für kapitalschwache Studenten zu große Barrieren. In- und ausländische Investoren in Estland werden dagegen von der nicht vorhandenen Unternehmensbesteue-

rung, den niedrigen Arbeitskosten sowie den allgemein niedrigen Lebenshaltungskosten angezogen. Doch ist es für gerade jene ausländischen Investoren unerlässlich, Kontakte vor Ort mit Einheimischen zu haben, nicht zuletzt durch die Sprachbarrieren und die »etwas andere Art«, Geschäfte zu machen.

Insgesamt bin ich sehr beeindruckt, was ich in meinen fünf Monaten Aufenthalt in Tallinn an der Estonian Business School und Estland erfahren durfte. Die interkulturelle Erfahrung aus dem ERASMUS-Programm heraus, die Situation, Teil eines fremden und oftmals gewöhnungsbedürftigen Alltagslebens gewesen zu sein, aber auch die hier und da auftretenden Probleme während eines solchen Aufenthaltes, z.B. eine Hand-und-Fuß-Kommunikation mit meiner russischen Wohnungsvermieterin, machen die-

Die Stadt Tallinn besitzt hanseatisches Flair (Bild oben).

Zwischen Studium und Stadterkundung pausiert der Autor Andreas Faul auf der Hafenummauer

Das Bild links zeigt den Eingangsbereich der Estonian Business School (EBS).

sen Aufenthalt unvergesslich. Ich bin froh, dass ich dieses wunderbare Land und seine herzlichen Bewohner kennenlernen durfte.

Keine Angst vor dem Kulturschock!

Ich kann nur jeder Kommilitonin und jedem Kommilitonen raten, einen Auslandsaufenthalt einzuplanen, auch wenn es sich nicht um die meist favorisierten englischsprachigen Länder handelt. Schade ist nur, dass es trotz vereinheitlichter Bewertung von Lehrveranstaltungen durch das ECTS-Punktesystem oftmals Probleme mit der Anrechnung erbrachter Studienleistungen gibt. Hier sollten die Professorinnen und Professoren meiner Ansicht nach etwas kulanter sein, da es schon eine Prüfung an sich ist, in einem fremden Land in einer fremden Sprache und unter oftmals schwierigen Bedingungen Leistungen zu erbringen. Deshalb kann es auch sein, dass man als Austauschstudent nicht ganz so schnell ist wie die daheimgebliebenen Studienkollegen. Nichtsdestotrotz habe ich eine Menge Leute aus aller Welt kennengelernt und Freunde fürs Leben gefunden. Die Devise für alle, die sich für einen Auslandsaufenthalt interessieren, lautet »öfter mal was Neues«. Dann kann einem der vielzitierte Kulturschock auch nichts anhaben. *Andreas Faul* ■



Wachsamer Sensor

Drei Haarbreiten sind schon zu viel

Unfälle durch hohe Schneelast und ihre schrecklichen Folgen sind der Öffentlichkeit seit dem Einsturz der Eissporthalle in Bad Reichenhall ein Begriff. Seitdem werden Forderungen nach einer besseren Überwachung von baulichen Strukturen immer lauter. Tatsächlich lässt sich die Sicherheit vieler technischer Systeme durch Einbau von so genannten intelligenten Strukturen erhöhen.

Leichter leben mit »smart structures«

Mithilfe dieser »smart structures« kann der Zustand eines Bauwerks oder einer Konstruktion fortlaufend und zuverlässig überwacht werden. Die kleinen Helfer melden auch die Verformung von Rotorblättern bei Windkraftanlagen oder der Knautschzone eines Autos ähnlich wie die Nerven im menschlichen Körper. So wird die Windkraftanlage genau zum richtigen Zeitpunkt abgeschaltet und der Airbag genau zum richtigen Zeitpunkt ausgelöst. Die dazu nötigen »Sinnesorgane« sind Sensoren, welche die nötigen Zustandsinformationen liefern um dann mit ihrer »Intelligenz« ein der Situation angepasstes Verhalten abzuleiten. Diese Sensoren müssen fast in allen Einsatzbereichen unempfindlich gegenüber elektromagnetischen Wellen sein, denn ein Blitzschlag darf die Wächterfunktion nicht außer Kraft setzen. Das schaffen nur noch die nichtmetallischen faseroptischen Sensoren (FOS). Sie brauchen außerdem wenig Platz, reagieren schnell und sind sehr empfindlich.

Neuer Forschungsverbund

Das Anwendungszentrum für polymeroptische Fasern der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg (POF-AC) ist Mitglied des neuen bayerischen Forschungsverbunds »FORPHOTON«, der unter Leitung von Prof. Geiger von der Universität Erlangen-Nürnberg am 1. Januar startete. Rund 1,8 Mio. Euro soll dieser Verbund in den nächsten drei Jahren von der Bayerischen Forschungsförderung erhalten. In sieben Teilprojekten arbeiten renommierte Einrichtungen wie z. B. die Fraunhofer Gesellschaft, das Max-Planck Institut für Optik und die Deutsche Gesellschaft für Luft- und Raumfahrt zusammen mit großen und kleineren Unternehmen der bayerischen Industrie an verschiedenen Themen »rund ums Photon«.

Preiswerter Sensor

Das POF-AC hat als Spezialaufgabe die Überwachung der Rotorblätter von Windkraftwerken. Dazu soll ein Sensor entwickelt werden, welcher die Durchbiegung des Rotorblatts bei starkem Wind misst. So kann das Windkraft-



werk länger und mit mehr Energieausbeute gefahren werden und muss nicht wie bisher aus Sicherheitsgründen zu früh abgeschaltet werden.

Um die Durchbiegung ganz genau zu messen, wird in das Rotorblatt eine optische Kunststoff-Faser mit eingebaut und deren Längenänderung festgestellt. Zwar gibt es schon faseroptische Sensoren für diesen Zweck, doch sind diese aufgrund des sogenannten Bragg-Effekts zu kostspielig, als dass sie in großem Umfang eingesetzt werden würden. Der POF-Sensor erreicht nicht ganz deren Genauigkeit, wird jedoch deutlich preiswerter und damit für die Kraftwerksbetreiber attraktiv. In Vorarbeiten hat das POF-AC sich schon an die Leistungsgrenzen des Sensors herangetastet und kann derzeit Längenänderungen von 10 Mikrometern bei einer Faserlänge von 1 m sicher nachweisen. Für ein Rotorblatt mit typisch 30 m Länge entspricht dies einer Längenänderung von 0,3 mm oder drei Haarbreiten!

Um das ehrgeizige Projekt zu stemmen, hat das renommierte FH-Institut einige Partner mit ins Boot genommen: die Firmen Schleifring (Fürstentfeldbruck), Rosenberger-OSI (Augsburg) und Luceo (Berlin) sowie das Bayerische Laserzentrum (Erlangen) und die Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung (Berlin). Das Forschungsvorhaben dauert bis Ende 2009. Bis dahin soll mindestens ein Windkraftwerk mit diesen intelligenten faseroptischen Sensoren ausgestattet sein und dann hoffentlich mehr Leistung bei mehr Sicherheit bringen können, weil die POF-Sensoren Wache halten. ■

Prof. Dr. Hans Poisel



Das Projektteam von POF-AC (oben) beschäftigt sich intensiv mit Rotorblättern von Windkraftwerken.

www.pofac.de
olaf.ziemann@pofac.fh-nuernberg.de



Foto: Elke Zapf

Stolz präsentiert der Leiter des FH-Rechenzentrums, Prof. Dr. Hans-Georg Hopf (links), einen aufgerüsteten Laptop. Das Vorstandsmitglied der Nürnberger Versicherung, Walter Bockshecker (Mitte) und Präsident Prof. Dr. Michael Braun (rechts) halten den überdimensionalen Scheck.

Die Turbo-Laptops kommen

Mit einer Spende in Höhe von 4.000 Euro unterstützt die Nürnberger Versicherung die Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg. Damit werden 50 Laptops aufgerüstet, die sich Studierende kostenlos im Rechenzentrum der Fachhochschule ausleihen können. Den symbolischen Scheck überreichte Walter Bockshecker, Vorstandsmitglied der Nürnberger Versicherung, dem Rektor der Fachhochschule, Prof. Dr. Michael Braun, und dem Leiter des Rechenzentrums, Prof. Dr. Hans-Georg Hopf.

Bereits vor einem Jahr stellte die Nürnberger Versicherung dem Rechenzentrum 50 Laptops zur Verfügung. Dank der erneuten Spende werden diese Geräte jetzt nachgerüstet und den aktuellen technischen Anforderungen angepasst. Studenten können die Laptops kostenlos für die Dauer eines Semesters ausleihen, um ihre Abschlussarbeit zu schreiben. Das Angebot wird von den Studierenden gern angenommen und stark nachgefragt. EZ ■

Alternative zur Karrieremesse

Die Veranstaltung „KMU meet Students“ steht für intensive Gespräche mit motivierten Studenten. Rund 50 Entscheider aus kleinen und mittelständischen Unternehmen trafen bei einem hochschulübergreifenden Kongress am 5. Februar im Nürnberger Südwestpark auf 100 ausgewählte Studenten der Wirtschaftswissenschaften. Bei dem ganztägigen Kongress konnten die Teilnehmer zwischen drei Vorträgen, einer Podiumsdiskussion und 14 von Hochschuldozenten moderierten Workshops wählen.

In den Pausen nutzen Studenten und Unternehmer ihre Chance. Fragen wurden gestellt, die in einem Bewerbungsgespräch undenkbar wären, Visitenkarten wurden ausgetauscht und Praktika und Diplomarbeiten angeboten.

Andreas Roßmar, Gründungsmitglied des Organisationsteams »Vision Ahead«, ist von dem Kongressmodell überzeugt: »Viele Absolventen bewerben sich nach ihrem Studium bei großen Konzernen. Dass auch kleine und mittelständische Unternehmen großen Bedarf an Jungakademikern haben und interessante Karriere-Alternativen bieten können, ist ziemlich unbekannt.«

Für ihre alternative Karrieremesse haben die Organisatoren die Firmen Creditreform, Icon Added Value, Deloitte und Defacto.kreativ als Sponsoren gewinnen können. Aus der Fachhochschule Nürnberg nahmen die Professoren Dr. Josef Fischer, Dr. René Heeelin, Dr. Karl-Heinz Krüger, Dr. Karlheinz Ruckriegel und Dr. Werner Wild teil. DK ■

● www.kmumeetstudents.de

Foto: Studio Pfeleiderer



Herta Fischer, Executive Vice President Human Resources& Systems der Schwan Stabilo Cosmetics GmbH (rechts), gratuliert Stephan Weaver zur hervorragenden Masterarbeit. Im Hintergrund freut sich die Preisträgerin Vandana Tewani.

Belohnung für harte Arbeit

Herausragende Leistungen zahlen sich aus: Eine Studentin und ein Absolvent des Management-Instituts der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg (GSO-MI) erhalten den »Schwan Stabilo Award of Excellence 2007«, einen von mehreren Förderpreisen der Unternehmensgruppe Schwan Stabilo mit Hauptsitz in Heroldsberg.

Über jeweils 2.500 Euro freuen sich in diesem Jahr die 25jährige Inderin Vandana Tewani und der 35jährige US-Amerikaner Stephan Weaver.

Das GSO-MI ist der größte Anbieter von MBA-Studiengängen in Bayern. In diesem Jahr werden 45 Absolventen aus 13 verschiedenen Nationen verabschiedet, denen der internationale akademische Grad »Master of Business Administration« verliehen wird. Dafür haben sie zwischen einem und zwei Jahren sehr hart gearbeitet. ■

Foto: Thomas Bahlinger



Top-Banker Franz Herrlein (links) kam auf Einladung von Prof. Dr. Matthias Fischer (rechts) an die Fachhochschule Nürnberg.

Europäische Top-Banker in der Fakultät Betriebswirtschaft

Für seine Studenten im Schwerpunkt Finanzen organisierte Prof. Dr. Matthias Fischer im Wintersemester eine Vortragsreihe von Top-Bankern. Franz Herrlein als Konzernvorstand von Unicredit folgte damit Rednern wie Klaus Rosenfeld, Mitglied des Vorstands Dresdner Bank, und Andreas Dombret, Geschäftsführer der Rothschild GmbH Deutschland.

Der erst 39 Jahre alte Top-Banker Franz Herrlein ist für die Integration der Hypovereinsbank in die Unicredit Gruppe verantwortlich. Er arbeitet für eine der größten Banken Europas.

Im Rahmen einer so komplexen und grenzübergreifenden Fusion zweier großer Banken sind viele Aufgaben zu lösen. Insgesamt sollen binnen zwei Jahren 700 Millionen Euro an Kostensynergien erzielt werden. Gleichzeitig sollen die Bruttoerträge um 4,4 Mrd. Euro steigen. Die Organisationsstruktur von Unicredit und HVB muss transformiert werden, und die IT-Systeme der HVB sollen auf der Plattform von Unicredit laufen.

In Zukunft steht die Bankenwelt, so Herrlein, vor einem Mangel an Talenten, nicht einem Mangel an Möglichkeiten. Schon heute können nicht alle Positionen mit Nachwuchsmanagern gefüllt werden. Sein Tipp für die Studierenden-



Beeindruckt vom Ausflug in die Bankenwelt: Volker Bley und Evelina Skelina besuchten die EURO FINANCE WEEK.

Foto: Prof. Dr. Matthias Fischer

den: flexibel bleiben, die Ausbildung internationalisieren und profunde Finanzkenntnisse erwerben.

Ein bisschen davon konnten die Studenten aus dem Schwerpunkt Finanzen umsetzen:

Auf Einladung ihres Professors Dr. Matthias Fischer waren sie einen Tag lang zu Gast bei der EURO FINANCE WEEK in der Bankenmetropole Frankfurt. Die mit über 10.000 Besuchern sehr große und hochkarätig besetzte Konferenz hatte das strategische Privatkundengeschäft zum Thema. Am Ende des Konferenztages war für die Ohm-Studenten die Brücke zwischen Theorie und Praxis geschlagen. ■



Prof. Harrison freut sich über die Urkunde, die er gerade von Vizepräsidentin Prof. Dr. Yvonne Stry erhalten hat.

Foto: Elke Zapf

Herr Professor, kommen Sie wieder!

Der US-amerikanische Professor Benjamin Keith Harrison ist ein gern gesehener Gast an der Fakultät Angewandte Chemie. Jedes Jahr schafft er es, Studenten in der vorlesungsfreien Zeit für seinen einwöchigen Workshop über ASPEN PLUS, ein Programm für chemische Simulationsprozesse zu begeistern. Sein Erfolgsgeheimnis: er ist ein Mitbegründer der chemischen Prozesssimulation und kann aus jahrzehntelanger Erfahrung in Lehre, Forschung und Entwicklung schöpfen.

Professor Harrison, im normalen Leben »Associate Vice President for Academic Affairs« an der University of South Alabama, wurde für sein Engagement mit dem Ehrentitel eines »Visiting Professor« ausgezeichnet. ■ DK

Die Spenderin

Es gibt sie immer wieder: kleine Erfolgsgeschichten abseits des Üblichen. Die Studentin Christina Gruber hilft mit ihrer Blutspende einem an Leukämie erkrankten Menschen. Sie hat sich – zusammen mit 54 anderen Studenten aus dem Fachbereich Sozialwesen – als Knochenmarkspenderin registrieren lassen. Am 27. November wurde sie zu einer so genannten peripheren Blutstammzellenspende gebeten: ein besonders schonendes Verfahren, bei dem vor der Blutentnahme durch spezielle Hormone der Gehalt von Stammzellen im Blut gesteigert wird.

Die Typisierungsaktion im Fachbereich Sozialwesen wurde von Prof. Dr. Gerhard Trabert und engagierten Studenten im Rahmen einer Schwerpunktveranstaltung zum Thema Psychoonkologie durchgeführt. Sie soll in diesem Jahr noch einmal in größeren Rahmen stattfinden.

Allein in Deutschland erkrankt alle 45 Minuten ein Mensch an Leukämie. Das entspricht etwa 11.800 Personen, 600 davon Kinder, die in jedem Jahr an dieser Krebsform neu erkranken. Für die meisten von ihnen ist die Transplantation von Blutstammzellen die einzige Möglichkeit zu überleben. ■ DK

Wettbewerb Technikjournalismus

Komplexe technische Sachverhalte anschaulich darzustellen, ist eine Kunst, die nicht jeder beherrscht. Aus diesem Grund schreiben der Zentralverband Elektrotechnik und Elektroindustrie e.V. (ZVEI) und Siemens Automation and Drives (A&D) jedes Jahr einen Wettbewerb für Nachwuchsjournalisten aus.

In diesem Winter nahmen rund 70 Jungredakteure von Schülerzeitungen und Campusmedien teil. Für ihre Recherchen besuchten sie die Nürnberger Fachmesse für Automatisierungstechnik SPS/IPC/Drives und einen Workshop bei Siemens A&D. Die Ergebnisse ihrer Recherchen, Berichte, Reportagen und Hörfunkbeiträge wurde von einer Fachjury aus renommierten Redakteuren und PR-Verantwortlichen bewertet.

Unter den Siegern sind auch zwei Studenten der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg. Andreas Lindner, Zweitplatzierter in der Kategorie Technikbericht, studiert Feinwerktechnik. Sebastian Köhlert, der Zweitplatzierte in der Technikreportage, ist im Studiengang Versorgungstechnik eingeschrieben. Beide konnten ihre Urkunden im Rahmen einer Feierstunde entgegennehmen. ■ DK

Auszeichnung für die besten Technikreportagen. Von links nach rechts: Schirmherr Kultusstaatssekretär Karl Freller, der die Siegerurkunden überreichte, Dr. Reinhard Hüppe vom Zentralverband Elektrotechnik und Elektroindustrie (ZVEI), Christian Kretschmann vom Ulricianum Aurich (3. Platz), Christiane Fritz von der Universität Erlangen-Nürnberg (1. Platz), Sebastian Köhlert von der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg (2. Platz) und Dr. Olaf Rathjen von Siemens A&D für den Fotografen.



Studenten aus der Konstruktionsgruppe M7A vor dem Objekt ihrer Begierde: einer Umreifungsmaschine.

Hier sind Ideen zu Hause

Das Redesign einer Verpackungsmaschine war die Semester-Aufgabe für Studenten aus der Lehrveranstaltung »Konstruktion mit CAE«. In kleinen Gruppen nahmen die Studenten aus dem 7. Semester eine so genannte Umreifungsmaschine unter die Lupe, die Kunststoffbänder zur Transportsicherung um Pakete spannt. Dabei sollten alle nicht beweglichen Teile aus einem Guss hergestellt und die Reparatur und der Austausch von Baugruppen vereinfacht werden. Als Einstieg besuchten die Studenten mit ihrem Professor Dr. Rüdiger Hornfeck die Firma SMB im oberfränkischen Goldkronach, um den Betrieb und die derzeitigen Montageprozesse der relevanten Baugruppen näher kennen zu lernen. Damit die Studenten während der Projektarbeit bei der Stange bleiben, stellte die Firma SMB eine Umreifungsmaschine des Typs SP1 und zusätzlich die relevanten Funktionsmodule als vormontierte Baugruppen zur Verfügung. Die hoch motivierten Studenten erarbeiteten mit der 3D-CAD Software Pro/Engineer viele neue und innovative Lösungsansätze. Hierbei mussten sie ihre Ideen auch mit Zulieferern abstimmen, um umsetzbare und wirtschaftliche Konstruktionen zu erhalten. Im Januar wurden die Ergebnisse bei SMB präsentiert. Geschäftsführer Roland Schwede und der Sprecher des Teams Zukunft, Jürgen Höhn, waren von den Leistungen und den vorgestellten Ergebnissen der Studenten so begeistert, dass sie eine Geldprämie vergaben. Die eine oder andere Lösung wird, da sind sich beide Firmenvertreter sicher, in zukünftigen Maschinentypen von SMB Anwendung finden. ■ Prof. Dr. Rüdiger Hornfeck/DK

Foto: Fakultät Maschinenbau und Versorgungstechnik



Fotos: Elke Zapf

Sag mir, welchen Schnuller Du bevorzugst, und ich sage Dir, wer Du bist...

Ein uraltes Thema neu aufgegriffen haben die Studenten der Fakultät Gestaltung im Auftrag der Firma Nürnberg Gummi. Das eher ungewöhnliche Projektthema entlockte vielen Studenten und Professoren zuerst einmal ein Schmunzeln.

Als dann deutlich wurde, dass nicht die üblichen Bärchen, Entchen und sonstigen Motive abgebildet werden sollten, entstand eine große Vielfalt an hochwertigen Entwürfen. ■

Die Abräumer

Im Wintersemester freuten sich Studentinnen und Studenten aus dem Bereich »Film und Animation« über viele, viele Auszeichnungen.

Beim **Kulturpreis Bayern der E.ON Bayern AG 2006** wurde der Kurzfilm »Verwunschen ist Alles Zur Hälfte« von **Dagmar Ammon** in der Kategorie Staatliche Fachhochschulen ausgezeichnet. In ihrem Abschlussfilm verknüpft die Diplomandin als Regisseurin, Drehbuchautorin und Cutterin geschickt Erzählzeit und erzählte Zeit, Gegenwart und Rückblick mit einer ausgeklügelten Farbdramaturgie. Der Kulturpreis Bayern wird seit 2005 von der E.ON Bayern AG verliehen und zeichnet herausragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft aus.

Mit dem Sonderpreis für den besten Schnitt wurden die Nürnberger Design-Studenten **Florian Böck, Evren Gürkut, Nina Pfeifenberger** und **Raffael Ziegler** beim **9. internationalen Nachwuchswettbewerb „kurzundschön“** in Köln ausgezeichnet. Ihre attraktive Arbeit ist eine aufwändige Collage aus gefilmten Elementen, 3D-Computeranimation, Rotoscoping und klassischem Zeichentrick. »Davon würde man gerne in den Musikkanälen mehr sehen,« heißt es in der Begründung der Jury.

Auch der dritte **Digital-Video-Award** von AOL und Chip-Foto-Video-Digital in Kooperation mit Adobe und Panasonic ging nach Nürnberg. Eine Fachjury wählte mit »arte: Silence« eine Produktion der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg aus.

Gleich zwei Preise erhielten **Felicitas Heydenreich, Daniel Hofmann** und **Nina Pfeifenberger** für ihren Kurzfilm »Lentävä Tyttö«: Den **Sonderpreis Animation** des Medien-Campus Bayern 2006, der auf den Medientagen München verliehen wurde. Hier zeichnet der Dachverband für Medienaus- und -weiterbildung die besten Nach-

wuchsfilmern Bayerns aus. Und auch beim **5. Filmfestival La.Meko** in Landau wurde der Kurzfilm ausgezeichnet. In der Kategorie »Abgehoben« belegte er den 1. Platz.

Mit einem **Förderpreis** in Höhe von 2.000 Euro der **Sparkasse Nürnberg** wurde der Kurzfilm »Random Noise«, die Diplomarbeit von **Magid Hoff** und **Florian Witzel**, ausgezeichnet.

Der Film beschreibt in atemberaubenden Bildern eine Vision. Ausgangspunkt ist eine Interviewsituation, in der ein alter Mann einer Journalistin Einblick in seine besondere Sicht der Dinge gewährt. Der Film wurde in New York City gedreht und mittels 3D-Computeranimation und digitalem Compositing äußerst aufwändig nachbearbeitet. Er besticht und überzeugt mit unkonventionellen Aufnahmen und gelungener Ästhetik, die durch eine Erzählerstimme in einen philosophischen Kontext gestellt wird.

Die **ITVA-Pyramide** in Bronze erhielten **Melanie Lukhaup, Stefanie Kohl, Verena Probst** und **Anna Schmidt** für ihr Musik-Video »If You Got The Devil In You, Girl«. Die Auszeichnung wurde im Rahmen der diesjährigen Photokina vergeben, wo auch das 14. ITVA-Festival stattfand. Die Film & Animations-Studentinnen aus Nürnberg produzierten im 3. Semester für die Band »Missouri« eine moderne, digitale Hommage an die märchenhaften Scherenschnittfilme der deutschen Avantgardistin Lotte Reiniger. ■

Drehort Walhalla: »arte: Silence« wurde von den Studierenden **Marius Herzog, Leili Mahmud, Sermin Kaynak, Ingo Walde** und **Tobias Wiesner** im 2. Semester konzipiert und umgesetzt.



Mut zu emotionalen Tönen: der preisgekrönte Kurzfilm »Verwunschen ist Alles Zur Hälfte« von Dagmar Ammon.



Fotos: Fakultät Gestaltung

Mit einer automatischen Pipette befüllt Prof. Dr. Ronald Ebbert eine Mikrotiterplatte für einen Enzymtest



32.500 Euro im Dienste der Gesundheit

Mit einem Förderbetrag in Höhe von 32.500 Euro unterstützt die Nürnberger STAEDTLER Stiftung ein neues Forschungsprojekt der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg. »Mit dieser großzügigen Spende wollen wir

ein neues Testverfahren entwickeln, mit dem man schnell und kostengünstig Antioxidantien identifizieren und quantifizieren kann«, beschreibt Projektleiter Prof. Dr. Ronald Ebbert sein Ziel. Das Projekt mit dem offiziellen Titel »Miniaturisiertes Testsystem zur Identifizierung gesundheitsfördernder Antioxidantien« ist im Biochemie-Labor des Fachbereichs Angewandte Chemie angesiedelt.

Antioxidantien verhindern die Reaktion empfindlicher Moleküle mit dem Luftsauerstoff oder anderen oxidierenden Chemikalien. Sie sind in vielen Nahrungsmitteln wie Gemüse, Tee, Kakao oder Kaffee enthalten und werden auch in der Lebensmitteltechnik als Zusatzstoffe eingesetzt. Insgesamt unterstützen Antioxidantien die körpereigenen Abwehrsysteme und können auch das Risiko einer Krebserkrankung verringern.

Um die Wirkung der Antioxidantien zu quantifizieren, wurden bereits mehrere Testsysteme entwickelt. Allerdings gibt es bis heute kein Verfahren, das den üblichen Standards für Tests im Hochdurchsatz-Screening entspricht, das beispielsweise in der pharmazeutischen Industrie üblich ist. »Diese Lücke wollen wir schließen«, betont Prof. Dr. Ebbert und stellt gleichzeitig eine enorme Beschleunigung und deutliche Kostenersparnis in Aussicht. Davon könnte sowohl die pharmazeutische Industrie profitieren als auch Unternehmen, die Nahrungsergänzungsmittel herstellen oder sich mit der Zusammensetzung von Lebensmitteln beschäftigen. EZ ■



Im Februar stellten 40 diplomierte Kommunikations- und Mediendesigner ihre äußerst kreativen Abschlussarbeiten in der Wasserstraße aus.



Theodor Sellner zeigt Studenten aus der Fakultät Werkstofftechnik wie Glaskunst entsteht. Die jährlich stattfindende Glaswoche ist ein Highlight.



Peter Weymayr (Vorstand des Klinikums Neumarkt), Prof. Dr. Michael Braun (Präsident der Fachhochschule Nürnberg), Albert Löhner (Landrat des Landkreises Neumarkt), Prof. Dr. Michael Popp (Vorstandsvorsitzender der Bionorica AG) und Karl Novotny (Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Neumarkt-Parsberg) unterzeichnen den Vertrag (vorne von links).

Mit dabei sind (hinten von links) Prof. Friedrich Seiler (Prodekan Betriebswirtschaft), Margit Plahl (Kanzlerin der Fachhochschule Nürnberg), Prof. Dr. Roland Gegner (Dekan der Betriebswirtschaft), Michael Gottschalk und Dr. Gerhard Pfohl (Landratsamt Neumarkt), Prof. Dr. Dr. Peter Oberender (Universität Bayreuth), Dr. Franz Ehrnsperger (Neumarkter Lammsbräu) und Hans Riedl (Landratsamt Neumarkt).

Neu an der Hochschule: Gesundheitsökonomie

Über eine Stiftungsprofessur »Gesundheitsökonomie« freut sich die Fakultät Betriebswirtschaft.

Die Fachhochschule Nürnberg wird dazu im Rahmen des Studiengangs Betriebswirtschaft einen Studienschwerpunkt »Gesundheitsökonomie« einrichten. Vorlesungen und praxisbegleitende Lehrveranstaltungen fin-

den dann im Klinikum Neumarkt statt, wo ein Studienzentrum als FH-Außenstelle entstehen wird. Im Mai beginnen die Bauarbeiten.

Stifter sind die Bionorica AG, Deutschlands führender Hersteller von Naturarzneien, und der Landkreis Neumarkt mit dem Klinikum Neumarkt und der Sparkasse Neumarkt-Parsberg. Sieben Jahre lang soll die Professur finanziert werden.

Das Lehrangebot wird den Schwerpunkt Gesundheitsökonomie in die klassische Betriebswirtschaftslehre einbinden und sich an der Praxis des Gesundheitswesens orientieren. Die Absolventen können später im Gesundheitswesen arbeiten, sind aber auch für andere Positionen im Wachstumsmarkt Gesundheit qualifiziert. EZ ■



Fakultät Sozialwesen



Nach dem Psychologiestudium an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg wurde **Prof. Dr. Ruth Limmer** 1991 Mitarbeiterin bei Prof. Dr. Lothar Laux und 1993 bei Prof. Dr. Hannelore Weber. Von 1995

an war sie als wissenschaftliche Referentin am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb) tätig – bis zu ihrer Berufung an die Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg im März 2007. Ruth Limmer schloss ihre Promotion bei Professor Hannelore Weber im Jahr 2001 ab und übernahm im gleichen Jahr verschiedene Lehraufträge im Fachbereich Soziale Arbeit der Universität Bamberg.

Parallel zu ihrer Forschungstätigkeit arbeitete sie als Beraterin und psychologische Psychotherapeutin. Familienpsychologie, Stressbewältigung und Gesundheit sind die inhaltlichen Schwerpunkte ihrer Tätigkeit. In der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Soziologen aus dem In- und Ausland und Beratern aus einschlägigen Praxisfeldern untersucht sie den gesellschaftlichen Wandel. Dabei geht es ihr

speziell darum, zu zeigen, wie sich die Veränderungen auf die Befindlichkeit von Einzelpersonen und Familien auswirken und welche Herausforderungen damit für die psychosoziale Beratungspraxis verbunden sind.

Zurzeit beschäftigt sich die neue Professorin im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts, das von der EU gefördert wird, mit der Bedeutung räumlicher beruflicher Mobilität für Partnerschaft und Familie.

● www.jobmob-and-familives.eu

Fakultät Bauingenieurwesen



Prof. Dr. Jann Strybny, geboren 1971, wuchs an der Nordseeküste auf und studierte Bauingenieurwesen an der Universität Hannover. Von 1998 bis 2002 arbeitete er am Institut für Strömungs-

mechanik der Universität Hannover, spezialisierte sich auf die Entwicklung numerischer Modellverfahren zur Vorhersage von Seegang und promovierte dort. Er war an der Entwicklung stereophotogrammetrischer Messverfah-

Neuberufungen

ren beteiligt und Gründungsmitglied der Gigawind-Arbeitsgruppe zur Erforschung von Offshore-Windkraftanlagen.

2002 wechselte er an die Bundesanstalt für Wasserbau in Karlsruhe und übernahm dort die Koordination des Verfahrensbetreuungscenters für mehrdimensionale Wasserbauwerksmodelle. Neben der federführenden Bearbeitung von Gutachten zur Hochwasserthematik an Binnenwasserstraßen war er an Vorstudien zum Neubau der Schleusen am Panamakanal beteiligt. Seit 2006 nimmt er einen Lehrauftrag auf dem Gebiet »Computational Fluid Dynamics« an der Technischen Universität Berlin wahr.

Prof. Dr. Strybny ist Autor des in Kürze in dritter Auflage erscheinenden Lehrbuchs »Ohne Panik Strömungsmechanik«, welches sich bei Studierenden an Fachhochschulen und Universitäten einer weiten Verbreitung erfreut.

Seit dem 1. April 2006 hat er das Lehrgebiet Wasserbau an der Fachhochschule Nürnberg übernommen.



Der geschenkte Gaul

Stipendien gibt es mehr als man denkt

Begabtenförderung ist wieder in. Berlin mobilisiert Millionen Euro, und die Fachhochschule Nürnberg befreit die meisten ihrer Stipendiaten von den Studienbeiträgen. Das hat sich leider noch nicht herumgesprochen. Viel zu wenige Studenten wissen, wie man die richtigen Fördertöpfe findet.

»Entscheidend werden nicht diejenigen sein, die im wissenschaftlichen oder politischen Windkanal die geringsten Widerstandswerte erzielen.« Diese Äußerung des früheren Bundespräsidenten Roman Herzog zeigt, in welche Richtung organisierte Studienförderung zielt. Nicht nur Scheine sammeln, sondern der Blick über den Tellerrand ist gefragt. Dafür hat jedes der elf großen Begabtenförderungswerke ein eigenes, ideell gefärbtes Konzept aufgelegt. Bis zum Jahr 2009 sollen über diesen Förderweg ein Prozent aller Studierenden an deutschen Hochschulen mit Stipendien unterstützt werden.

Geld bringt Konzentration

Elf Begabtenförderungswerke verwalten und verteilen die staatlichen Fördermittel. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung legt mit den »Richtlinien« die Rahmenbedingungen der Förderung fest. Die orientieren sich im großen und ganzen am Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG): bis zu 525 Euro monatlich werden – abhängig vom Einkommen der Eltern – gezahlt, dazu elternunabhängig ein Büchergeld von 80 Euro im Monat. Bei Bedarf kommt ein Familienzuschlag hinzu. Der stetige Geldfluss soll die volle Konzentration aufs Studium ermöglichen. Besonders vorteilhaft für die Stipendiaten: Sie müssen – im Gegensatz zu BAföG-Empfängern – nichts zurückzahlen.

Die ältesten Begabtenförderungswerke – Friedrich-Ebert-Stiftung und Studienstiftung des deutschen Volkes – wurden bereits in den 20er Jahren gegründet, weitere kamen in den 50er, den 70er und die beiden letzten in den 90er Jahren hinzu. Die Mehrzahl ist politisch oder konfessionell orientiert.

Tabuwort Elite

Nun haben sich die politischen Rahmenbedingungen für eine Studienförderung in den letzten Monaten entscheidend verbessert. Nach dem Willen von Bundesbildungsministerin Annette Schavan soll die Förderquote von derzeit 0,7 % auf 1 % bis zum Ende der Legislaturperiode 2009 steigen. Bereits im vergangenen Jahr wurden die Mittel für alle elf Begabtenförderungseinrichtungen um 7,2 Mio. Euro auf 87,7 Mio. Euro erhöht. In den kommenden Jah-

ren soll es weitere Aufstockungen dieses Haushaltspostens geben. Tausende von Studentinnen und Studenten können so zusätzlich unterstützt werden. Die großen Fördereinrichtungen gehen auf diesem Wachstumskurs mit und stellen teilweise neues Personal ein.

Bundesbildungsministerin Schavan bringt es auf den Punkt: »Eine Gesellschaft, die auf Innovationen angewiesen ist, muss alle Wege frei machen, damit hoch qualifizierte junge Menschen hierzulande ihre Chance sehen und wahrnehmen können.« Und: »Die Zukunft unseres Landes hängt in starkem Maße davon ab, wie gut es uns gelingt, eine Leistungselite aufzubauen.« Die Eliten von morgen sitzen heute in der Regel in den Hochschulen.

Viel zu wenige trauen sich

Warum viele Studierende sich trotzdem scheuen, einen Förderantrag zu stellen, erläutert der Vertrauensdozent der Hanns-Seidel-Stiftung, Prof. Dr. Klaus Hofbeck: »Es existiert teilweise noch ein verkehrtes Bild: Man muss weder Parteimitglied sein, noch einen Notendurchschnitt von 1,0 haben.« Und die frühere Stipendiatin Olga Ellert ergänzt: »Ich bin froh, dass es jetzt nicht mehr Hochbegabtenförderung, sondern nur noch Begabtenförderung heißt. Das gibt einen realistischeren Eindruck.«

Wer mit seinen Noten über dem Durchschnitt seines Studienfachs liegt und sich gesellschaftspolitisch engagiert, kann eine Bewerbung einreichen und ins Auswahlverfahren kommen.

Olga Ellert wurde durch ein Rhetorik-Seminar im Kloster Banz auf die Studienförderung aufmerksam. Am meisten beeindruckt sie die so genannte ideale Förderung durch die Hanns-Seidel-Stiftung: Reisen, kulturelle und politische Veranstaltungen, Seminare und der Kontakt zu anderen Stipendiatengruppen und den »Altstipendiaten«. Obwohl für ein Stipendium nur gesellschaftspolitisch engagierte Bewerberinnen und Bewerber infrage kommen, existiert eine »Bringschuld« nach Bestehen der Aufnahmeprüfung fast nicht. Die Teilnahme an einem ganzen und zwei halben Wochen-Seminaren und einigen Wochenendseminaren, ein Semesterbericht und weiterhin gute Leistungen genügen. Dafür entstehen Verbindungen und Freundschaften fürs Leben. Politisch indoktriniert wird meist auch nicht, und wer sich nach dem Genuss der Förderung ins Privatleben zurückziehen möchte, kann dies unbehelligt tun.



Bonus bei Bewerbungen

Ein bisschen Bürokratie muss jedoch überwunden werden, bevor man oder frau in den Genuss einer Studienbeihilfe kommt. Die meisten Stiftungen verlangen Persönlichkeits- und Fachgutachten und laden zu Auswahlgesprächen ein. Wer sich selbst bewerben möchte, sollte das schon zu Beginn des Studiums tun, denn manche Stiftungen akzeptieren nur Bewerber bis zum 3. Studiensemester und haben Altergrenzen festgesetzt. Manchmal kommen Bewerber erst im zweiten Anlauf zum Zug wie der Maschinenbau-Student Thilo Schmitt, dessen Bewerbung für ein Semester zurückgestellt wurde. Nach der Studienzeit erleichtert ein weit verzweigtes Netz von Ehemaligen die Jobsuche. Ein Stipendium gilt als Beleg für fachliche Qualifikation, gesellschaftliches Engagement und Sozialkompetenz.

Sorgloser studieren

Thilo Schmitt ist im Studienfach Maschinenbau an der Fachhochschule Nürnberg eingeschrieben und wird von der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung gefördert. »Die meisten von uns kommen über den zweiten Bildungsweg«, erzählt er. Er machte zunächst eine Ausbildung zum Zerspanungsmechaniker bei der KSB AG in Pegnitz. Später erwarb er an der Berufsoberschule (BOS) die Fachhochschulreife. »In meinem Studienfach ist Jobben fast unmöglich«, verrät der angehende Ingenieur. »Ohne die monatlich 348 Euro Förderung würde ich das Studium vielleicht nicht durchhalten.«

Der Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung, Prof. Dr. Herbert Bassarak, hebt hervor, dass über 90 % seiner Schützlinge das Studium innerhalb der Regelstudienzeit und mit guten Noten abschließen. Dafür tut er einiges: »Den Begriff Vertrauen nehme ich wörtlich. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten können mit allen Problemen zu mir kommen.« Für die externe Beurteilung und die Selbstreflexion ist von jedem Geförderten pro Semester ein detaillierter Bericht zum Studienfortschritt und zur wei-



Foto: Elke Zapf

Studienanfänger bei der Begrüßung im Audimax. Manche von ihnen kommen für ein Stipendium in Frage und wissen es nicht.

teren Studienplanung fällig. Die sehr aktive Stipendiatengruppe im Nürnberger Raum trifft sich in den Vorlesungszeiten einmal im Monat und organisiert Veranstaltungen und Seminare. Im Rahmen der ideellen Förderung können auch Bildungsangebote im In- und Ausland, beispielsweise ein mehrwöchiger Sprachkurs wahrgenommen werden.

Die Besonderheiten am zweitgrößten Begabtenförderungswerk der Bundesrepublik sind das besonders stark ausgebaute System der Vertrauensdozenten, das millionenschwere Praktika-Programm und die Finanzierung. Zusätzlich zu den Mitteln aus dem Bundesforschungsministerium verfügt die Stiftung über Ressourcen, die ihr z. B. Gewerkschaftsvertreter in Aufsichtsräten zukommen lassen. Von den Bewerberinnen und Bewerbern um ein Stipendium wird nicht unbedingt gewerkschaftliches oder parteipolitisches, aber gesellschaftspolitisches Engagement erwartet.

Nischen finden

Wenn es mit dem Stipendium von einem der großen Begabtenförderungswerke nicht klappt, gibt es noch viel mehr Möglichkeiten, die Studierende nutzen können, z. B. Auslandsaufenthalte zur Verbesserung der Sprachkompetenz, Auslandspraktika oder Auslandssemester. Diese können mit Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) oder Förderprogrammen der Europäischen Union finanziert werden.

Nürnberger, aufgepasst: Das Finanzreferat der Stadt Nürnberg verwaltet eine Reihe von Stiftungen. Wer einen engen Bezug zur Stadt nachweisen kann, sei es dass er dort aufgewachsen ist oder schon sehr lange dort wohnt, kann ein Stipendium beantragen. Auch die Fachhochschule Nürnberg verteilt Gelder diverser Stifter. Dabei handelt es sich aber in der Regel um einmalige, nicht monatliche Zuwendungen. Der Phantasie sind also kaum Grenzen gesetzt. Wer weiß, in welches Förderraster er passt, kann sein Studium finanziell absichern. Schließlich gibt es in der Bundesrepublik über tausend verschiedene Stiftungen. ■

Doris Keßler

Ansprechpartner

»Die großen Elf« – Begabtenförderungswerke

Cusanuswerk Bischöfliche Studienförderung
Rund 600 Studierende in der Grundförderung,
rund 200 Studierende in der Promotionsförderung

E-Mail: info@cusanuswerk.de

www.cusanuswerk.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Maximilian
Forschner (Universität Erlangen-Nürnberg),
Tel. 0 91 31/85-2 40 09

Evangelisches Studienwerk e.V. Villigst
805 Studierende in der Grundförderung, ca.
230 Studierende in der Promotionsförderung
Zwei StipendiatInnen an der FH Nürnberg

E-Mail: info@evstudienwerk.de

www.cusanuswerk.de

Friedrich-Ebert-Stiftung e.V.
Ca. 1.350 Studierende in der Studienförderung,
ca. 390 Studierende in der Promotionsförderung

E-Mail: auskunft@fes.de

www.fes.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Herbert Bassarak
(Fakultät Sozialwesen), Tel. 09 11/58 80-25 17
E-Mail: Herbert.Bassararak@fh-nuernberg.de

Friedrich-Naumann-Stiftung
Rund 620 Studierende werden gefördert
E-Mail: begabtenfoerderung@fnst.de

www.fnst.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Jürgen Döblin
(Fakultät Betriebswirtschaft),
Tel. 09 11/58 80-28 72

E-Mail: Juergen.Doebelin@fh-nuernberg.de

Hanns-Seidel-Stiftung e.V.
Ca. 400 Studierende in der Studienförderung,
ca. 110 Studierende in der Promotionsförderung

Acht StipendiatInnen an der FH Nürnberg

E-Mail: info@hss.de

www.hss.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Klaus Hofbeck
(Fakultät Allgemeinwissenschaften),
Tel. 09 11/58 80-13 05

E-Mail: Klaus.Hofbeck@fh-nuernberg.de

Hans-Böckler-Stiftung
Ca. 1.460 Studierende in der Studienförderung,
ca. 450 Studierende in der Promotionsförderung,
ca. 30 Studierende des Zweiten Bildungswegs, z. B. am Nürnberg Kolleg

Mehrere StipendiatInnen an der FH Nürnberg

E-Mail: bewerbung@boeckler.de

www.boeckler.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Herbert Bassarak
(Fakultät Sozialwesen), Tel. 09 11/58 80-25 17

E-Mail: Herbert.Bassararak@fh-nuernberg.de

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.
Ca. 320 Studierende in der Studienförderung,
ca. 150 Studierende in der Promotionsförderung,
ca. 100 Studierende im internationalen Studienprogramm

E-Mail: info@boell.de

www.boell.de

Konrad-Adenauer-Stiftung
Ca. 1.220 Studierende in der Studienstiftung,
ca. 290 Studierende in der Graduiertenförderung

E-Mail: zentrale-bk@kas.de

www.kas.de

Vertrauensdozent: Prof. Dr. Klaus Hofbeck
(Fakultät Allgemeinwissenschaften),
Tel. 09 11/58 80-13 05

E-Mail: Klaus.Hofbeck@fh-nuernberg.de

Rosa-Luxemburg-Stiftung
331 Studierende in der Studienförderung, ca.
80 Studierende in der Graduiertenförderung,
ca. 40 Studierende im internationalen Programm

E-Mail: studienwerk@rosalux.de

www.rosalux.de

Stiftung der deutschen Wirtschaft
1.040 Studierende in der Grund- oder Promotionsförderung
Eine Stipendiatin an der FH Nürnberg

E-Mail: sdw@sdw.org

www.sdw.org

Studienstiftung des deutschen Volkes e.V. (die weitaus größte Stiftung)
Ca. 6.400 Studierende in der Studienförderung,
ca. 700 Studierende in der Promotionsförderung

E-Mail: info@studienstiftung.de

www.studienstiftung.de

www.fh-nuernberg.de/institutionen/stipendien_und_preise/page.html

www.fh-nuernberg.de/seitenbaum/home/13/00/page.html

www.fh-nuernberg.de/seitenbaum/fuer_studierende_und_personal/anlaufstellen/studienberatung/finanzierung/page.html

www.stadtfinanzen.nuernberg.de/stiftung/stiftung.html

www.e-fellows.net/show/detail.php/5789

www.stifterverband.de/site/php/foerderung.php?SID=&seite=Stiftungen

www.begabte.de

www.stiftungsindex.de

www.daad.de

Ökonomen auf Abwegen?

Die überraschenden Ergebnisse der Glücksforschung

Die Glücksforschung ist mittlerweile ein Feld, das nicht mehr nur unter Philosophen, Psychologen, Neurowissenschaftlern und Volkswirten diskutiert wird, sondern auch »mit Wucht« in die öffentliche Meinung drängt. So lautet etwa das Titelthema des Novemberhefts von »SZ Wissen« »Wahres Glück – Warum Leidenschaft wertvoller ist als Geld«. Es enthält einen Übersichtsartikel sowie ein Interview mit dem Wirtschaftsnobelpreisträger aus dem Jahr 2002, Daniel Kahneman, zur Glücksforschung. Ähnliche Beiträge sind in der letzten Zeit in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der Süddeutschen Zeitung, der Financial Times Deutschland, im Handelsblatt sowie im Economist erschienen.

In der Wirtschaftspolitik hingegen spielt die Glücksforschung in Deutschland bisher noch keine Rolle. Es dominiert vielmehr die Fixierung auf das Wirtschaftswachstum, das durch die Wachstumsrate des realen Bruttoinlandsprodukts gemessen wird. Wirtschaftswachstum ist zwar nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erhöhung des materiellen Lebensstandards der Bevölkerung. Es stellt sich aber die grundsätzliche Frage, warum Wirtschaftswachstum als wirtschaftspolitisches Ziel verfolgt werden soll, legen doch Erkenntnisse der Glücksforschung, die vermuten lassen, dass »Wachstum allein nicht unbedingt Schlüssel zum Glück (ist)«,¹ eine zumindest differenzierte Betrachtungsweise nahe. Vielleicht ist hier das Vereinigte Königreich schon weiter. So hat Richard Layard Premierminister Tony Blair einen »Happiness-Index« vorgeschlagen. Beschlossen soll nur werden, was glücklicher macht. David Cameron, Blairs konservativer Kontrahent, will sogar das Bruttoinlandsprodukt (BIP) durch einen Indikator für das allgemeine »Wohlbefinden« ersetzen.²

Was ist Glück?

Ausgangspunkt für die Glücksforschung ist die Erkenntnis, dass Menschen nach Glück streben und dass das oberste Ziel des Menschen Glück oder Zufriedenheit, also weit mehr als bloße Einkommenserzielung ist. »Glück ist, wenn wir uns gut fühlen, und Elend bedeutet, dass wir uns schlecht fühlen«, so Richard Layard, Direktor des Center for Economic Performance an der London School of Economics, Regierungsberater und Architekt der »aktivierenden Arbeitsmarktpolitik« in England. So ist etwa auch das menschliche Streben nach Glück als unveräußerliches Recht in der US-Verfassung verankert. Zur Datenerhebung werden Einzelne über ihre Lebenszufriedenheit befragt. Alternative Befragungen von Freunden über die

Lebenszufriedenheit der Befragten bzw. die Einschätzung von deren Lebenszufriedenheit durch unabhängige Beobachter kommen dabei in der Regel zum gleichen Ergebnis. Ein Durchbruch ist in den letzten Jahren in der Hirnforschung gelungen. Je nachdem, in welchen Bereichen Hirnströme fließen, können mittlerweile damit positive oder negative Gefühle verbunden und mit neuesten Messtechnologien wie der Magnetresonanztomografie auch sichtbar gemacht werden.

Warum uns Geld allein nicht glücklich macht

Obwohl in den letzten 50 Jahren die westlichen Länder ein in der Geschichte einzigartiges Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatten, zeigen diese Befragungen, dass über diese Zeit keine Zunahme der Lebenszufriedenheit bzw. des Glücksempfindens zu verzeichnen war. Der in Schaubild 1 wiedergegebene Befund für die USA gilt nach Layard – für einen kürzeren Untersuchungszeitraum – auch für die meisten europäischen Länder und Japan.

Der Grund hierfür liegt zum einen darin, dass – sofern die materielle Existenz gesichert ist³ – weniger das absolute Einkommen, sondern vielmehr das relative Einkommen für den Einzelnen entscheidend ist. Die Summe der Rangplätze in einer Volkswirtschaft ist aber fix: steigt einer auf, muss ein anderer absteigen – ein Nullsummenspiel. Außerdem passen sich die Ansprüche und Ziele an die tatsächliche Entwicklung an, d.h. mit steigendem Einkommen steigen auch die Ansprüche, so dass daraus keine größere Zufriedenheit erwächst (Schaubild 2).

Was uns wirklich glücklich macht

Die Glücksforschung hat sieben Glücksfaktoren identifiziert: familiäre Beziehungen, finanzielle Lage (Einkommen), befriedigende Arbeit, soziales Umfeld, Gesundheit, persönliche Freiheit

Schaubild 1 zeigt die Entwicklung des Pro-Kopf-Einkommens und des Glücksempfindens in den USA. Quelle: Layard, R., a.a.O., S. 44

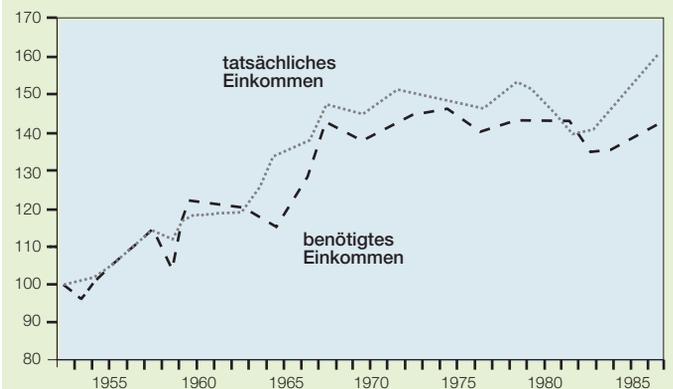
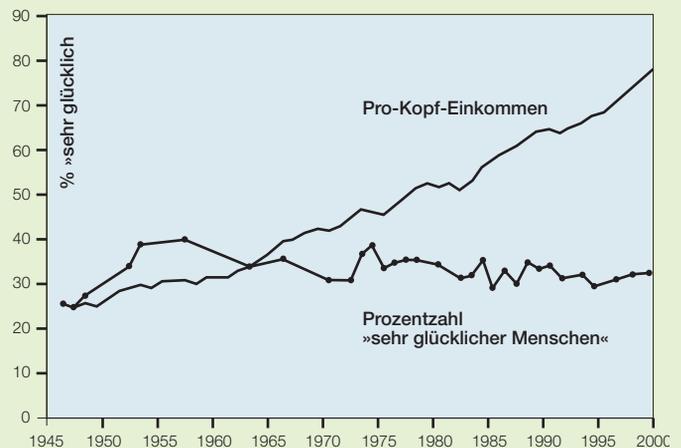


Schaubild 2 zeigt die Entwicklung des tatsächlichen Einkommens und des benötigten/ (für notwendig gehaltenen) Einkommens in den USA. Quelle: Layard, R., a.a.O., S. 44

und Lebensphilosophie bzw. Religion. Dem Einkommen kommt – zumindest in den westlichen Industrieländern – nicht einmal mehr eine herausgehobene Bedeutung zu: »... unser Glück hängt vor allem davon ab, wie unsere Beziehungen zu anderen Menschen aussehen. Wir brauchen daher eine Politik, in der die Zwischenmenschlichkeit eine große Rolle spielt. ... Wenn wir nicht erkennen, wie schnell uns unsere materiellen Besitztümer langweilen, dann geben wir zu viel Geld für ihre Anschaffung aus, und zwar auf Kosten unserer Freizeit. Wir unterschätzen gern, wie schnell wir uns an neue Gegenstände gewöhnen; die Folge ist, dass wir viel zu viel Zeit darauf verwenden, zu arbeiten und Geld zu verdienen, und andere Aktivitäten vernachlässigen.«⁴ Ähnlich Binswanger: »Wir sollten uns wieder auf den eigentlichen Daseinszweck der Wirtschaft besinnen, den George Bernhard Shaw folgendermaßen beschrieben hat: »Ökonomie ist die Kunst, das Beste aus unserem Leben zu machen.« Mit anderen Worten: Es geht nicht um Einkommensmaximierung, sondern um die Maximierung des menschlichen Glücks, der Zufriedenheit, der Lebensqualität oder noch wissen-



schaftlicher ausgedrückt, des subjektiven Wohlbefindens.⁵ Die Beschäftigung mit dem, was Menschen glücklich macht, ist allerdings nicht neu. Schon Aristoteles hat sich damit intensiv auseinandergesetzt: »In der Frage, wie man jene moralischen Fähigkeiten oder Tugenden erkennen könne, in denen wir uns üben sollen, um Glück zu erfahren, empfiehlt uns Aristoteles eine allgemeine und grundlegende Regel: Suche die Mitte, suche das rechte Maß im Leben.«⁶

Folgerungen für die Politik⁷

Die Schlussfolgerungen der Glücksforschung für die Politik weisen teilweise deutliche Unterschiede gegenüber der neoklassischen Ökonomie auf:

- (Weiter-)Entwicklung der Methoden zur Messung von Wohlergehen und Glück.
- Glücksbringende Nutzung der Zeit fördern. »Die Menschen tendieren dazu, zuviel zu arbeiten, da sie den Einfluss des Einkommens auf ihre Zufriedenheit überschätzen. Die Besteuerung des Einkommens kann in manchen Fällen die »Work-Life-Balance« verbessern.«
- Stärkung der Zivilgesellschaft und Förderung der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Die Glücksforschung legt nahe, das Zusammensein mit Freunden und der Familie zu betonen und die Mobilität zu begrenzen, da dadurch soziale Kontakte verloren gehen.
- Reduzierung der Arbeitslosigkeit, da Arbeitslosigkeit sowohl bei den direkt Betroffenen als auch für die Gesellschaft insgesamt stark negative Auswirkungen auf das Wohlergehen hat.⁸
- Beschränkung materialistisch geprägter Werbung. Vergleiche mit »künstlichen« Individuen in Werbesendungen, die schön, erfolgreich und glücklich sind, machen die eigenen Schwächen deutlich. Dies gilt besonders bei Kindern und Teenagern. Forschungsergebnisse zeigen, dass Menschen, die viel fernsehen, sich ärmer fühlen.
- Vollständige Gesundheit fördern. In der Gesundheitspolitik muss insbesondere der Behandlung psychischer Krankheiten eine stärkere Bedeutung zukommen.

Folgerungen für die Unternehmen: Erfolgsfaktor »Glück«⁹

Mittlerweile gibt es auch Unternehmensberater, die »Glücks-Coaching« in ihr Angebot aufgenommen haben. Die Philosophie dahinter ist einfach: »Ist der Mitarbeiter glücklich, freut sich der Chef«. Nur wer glücklich ist, ist letztlich motiviert und engagiert. Damit sich das Leistungspotenzial der Mitarbeiter entfalten kann, ist es wichtig, ihnen »Vertrauen, Kompetenz, Aufmerksamkeit, Achtung und Respekt« zu schenken. Da die Familie eine Quelle des Glücks darstellt, sollten in Unternehmen familienfreundliche Maßnahmen selbstverständlich sein.

Es geht hier um einen Paradigmenwechsel: Private Zufriedenheit muss Vorrang genießen. Erst dann folgen Unternehmensziele. Mit motivierten Mitarbeitern lassen sich diese Ziele jedoch deutlich einfacher erreichen. Immer mehr Unternehmen greifen die Erkenntnisse der Glücksforschung auf, beispielsweise die AOK, die Deutsche Bahn oder DaimlerChrysler. Letztlich laufen die Empfehlungen der Glücksforschung darauf hinaus, die »Mitte und das rechte Maß« im Leben zu suchen.

Für die Ökonomen hat das Hermann Heinrich Gossen Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem Zweiten Gossenschen Gesetz, das vom Ausgleich der wogegenen Grenznutzen handelt, explizit herausgearbeitet. Dahinter steht der schlichte Gedanke, dass es nachteilig ist, wenn man nicht danach strebt, alles in ein inneres Gleichgewicht zu bringen. Der Begriff des Nutzens ist traditionell breit und ganz im Sinne der Glücksforschung angelegt. »The economist of his day (der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Anmerkung des Verfassers) took their cue from Jeremy Bentham and his utilitarian philosophy. They calculated happiness, or utility, as the sum of good feelings minus bad, and argued that the pursuit of pleasure and the avoidance of pain were the sole springs of human action.«¹⁰

Es liegt also auf der Hand, dass Ökonomen sich gemeinsam mit Vertretern anderer Disziplinen mit der Erforschung des Glücks beschäftigen. Zeigen aber nicht eben die Ergebnisse der Glücksforschung, dass gerade Aristoteles' Rat in unserer Zeit oftmals in Vergessenheit geraten ist? Ist es nicht höchste Zeit, dies zu ändern?

Prof. Dr. Karlheinz Ruckriegel

»Soll die menschliche Evolution weitergehen, müssen wir auf die eine oder andere Weise lernen, uns an unserem Leben intensiver zu freuen. ... Wegzukommen von der irrigen, aber im Westen so gängigen Meinung, dass der Mensch seine Lebensziele am zuverlässigsten und überzeugendsten in materiellen Begriffen ausdrücken sollte – das liegt mir sehr am Herzen.«

Mihaly Csikszentmihalyi, 2006

- <http://www.gluecksforschung.de/>
- <http://www.gluecksarchiv.de/inhalt/positivepsychologie.htm>
- <http://www.focus.de/gesundheit/psychologie/gesundepsyche/gluecksforschung>
- <http://www.br-online.de/wissen-bildung/artikel/0508/15-flow/index.xml>
- <http://www.faz.net/s/RubEC1ACFE1EE274C81BCD3621EF555C83C/Doc~EC160D9A0A63644EDBD7C88CD7E713BA2~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

Anmerkungen

- ¹ Blanchard, O., Illing, G., Makroökonomie, 4. Auflage, München 2006, S. 304. Das Lehrbuch von Blanchard ist eines der weltweit am weitesten verbreiteten Lehrbücher auf dem Gebiet der Makroökonomie. In der englischen (Original-)Ausgabe der 5. Auflage aus dem Jahr 2005 fanden die Ergebnisse der Glücksforschung erstmals Eingang.
- ² The Economist, 23.12.2006, S. 11.
- ³ Der größte Teil der Weltbevölkerung dürfte jedoch noch weit entfernt sein von einem Pro-Kopf-Einkommen, bei dem eine weitere Zunahme nicht mehr zu einer höheren Lebenszufriedenheit beiträgt. Die Frage nach den Wachstumsursachen und den wachstumspolitischen Möglichkeiten bleibt also auch weiterhin dringlich.
- ⁴ Layard, R., Die glückliche Gesellschaft, Frankfurt/New York 2005, S. 19 und 62.
- ⁵ Binswanger, M., Die Treitmühlen des Glücks, Freiburg 2006, S. 13.
- ⁶ Kolakowski, L., Was fragen uns die großen Philosophen?, Leipzig 2006, S. 40.
- ⁷ Vgl. hierzu Deutsche Bank Research, BIP allein macht nicht glücklich, 4. Oktober 2006, S. 9.
- ⁸ Wirtschaftswachstum hilft hier wohl nur bedingt weiter, um die hohe Zahl der Langzeitarbeitslosen mit geringer oder faktisch geringer Qualifikation in Deutschland deutlich zu reduzieren. Vielmehr sind hier Maßnahmen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik gefragt. Der Arbeitsmarkt wird bald eher einen hemmenden Faktor für das Wirtschaftswachstum darstellen, da die Gewinnung von qualifizierten Mitarbeitern zunehmend schwerer fallen wird. In manchen Bereichen wie etwa bei Ingenieuren ist dies schon seit längerem der Fall.
- ⁹ Vgl. hierzu Löwer, C., Erfolgsfaktor Glück, in: SZ vom 18.11.2006.
- ¹⁰ The Economist, 23.12.2006, S. 33.

Zum Weiterlesen

- Ann Elisabeth Auhagen (Hrsg.), Positive Psychologie – Anleitung zum „besseren“ Leben, Weinheim/Basel 2004.
- Joachim Bauer: Prinzip Menschlichkeit – Warum wir von Natur aus kooperieren, Hamburg 2006.
- Gregory Berns, Stasfaction – Warum nur Neues uns glücklich macht, Frankfurt/New York 2006.
- Mathias Binswanger: Die Treitmühlen des Glücks – Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher. Was können wir tun?, Freiburg 2006.
- Mihaly Csikszentmihalyi, Flow – der Weg zum Glück. Der Entdecker des Flow-Prinzips erklärt seine Lebensphilosophie, Freiburg 2006.
- Richard Layard: Die glückliche Gesellschaft – Kurswechsel für Politik und Wirtschaft, Frankfurt/New York 2005.
- Annemarie Pieper, Glückssache – die Kunst gut zu leben, Hamburg 2001.
- Karlheinz Ruckriegel, Quo vadis, Homo oeconomicus, in: WISU, 36. Jg. (2007), S. 198-201 (www.ruckriegel.org).
- Martin E. P. Seligman: Der Glücks-Faktor – Warum Optimisten länger leben, Bergisch-Gladbach 2005.



Willkommen auf dem drahtlosen Campus!

Das Ohmnet ist überall

Seit dem Beginn des Sommersemesters ist das Studieren an der Fachhochschule Nürnberg etwas schneller geworden. Das neu geschaffene OHMnet verbindet Studierende, Mitarbeiter und Dozenten, die gerne mobil und flexibel arbeiten. Sie können sich über WLAN ins hochschulinterne Datennetz einloggen und dort Informationen abrufen und austauschen. In einem ersten Ausbauschnitt wurde das flächendeckende drahtlose Netz an den Stellen in Betrieb genommen, die allen Studenten zugänglich sind. So versorgen derzeit rund 40 sogenannte Access Points die großen Hörsäle, die Teil- und Zentralbibliothek, die Cafeteria, aber auch Flächen, an denen eigens für Studenten Sitzmöglichkeiten geschaffen wurden. Die zwölf Fakultäten der Hochschule haben die Möglichkeit, ihre Bereiche ebenfalls mit Zugängen zum OHMnet auszustatten.

Rund 2.000 User aus dem Bereich der Fachhochschule Nürnberg haben derzeit vor, den neuen Service zu nutzen, teilt das Rechenzentrum mit. Studierende, aber auch Mitarbeiter und Professoren profitieren von der Anbindung an das FH-Datennetz. Es ist mittlerweile üblich, dass Dozenten an ihrem Arbeitsplatz und in ihren Lehrveranstaltungen Notebooks verwenden. Der Lehrbetrieb wird damit interessanter und effizienter. Viele Studentinnen und Studenten nehmen ihre tragbaren Kleincomputer mit, wenn sie Vorlesungen besuchen. Das Rechenzentrum unterstützt sie, indem es Leih-Notebooks bereithält und eine leistungsfähige Infrastruktur schafft.

In Sicherheitsfragen überließ man dabei nichts dem Zufall. Über Abschlussarbeiten aus der Fakultät Elektrotechnik Feinwerktechnik Energietechnik (efi) wurden Verfahren zur Identitätsüberprüfung entwickelt, die den Hochschulmitgliedern einen sicheren WLAN-Zugang ermöglichen. Mitglieder der Fakultät Informatik fanden heraus, wie die Informationen bei der drahtlosen Übertragung am besten verschlüsselt und geschützt werden. In einer weiteren Abschlussarbeit aus der Fakultät efi wurde untersucht, wie viele Access Points an welchen Stellen für ein flächendeckendes OHMnet nötig sind. Die Handhabung für die Nutzer bleibt dennoch einfach.

So wurde die Aufgabe technisch gelöst

Jeder Rechner benötigt eine eindeutige Identität, die sogenannte IP-Adresse, die in dem gültigen Adressraum des OHMnet liegen muss. Die Vergabe dieser Adresse übernimmt ein zentraler Service, der DHCP-Server. Um sich vom OHMnet mit dem Intra- bzw. Internet verbinden

zu können, muss jeder Client einen so genannten VPN-Tunnel aufbauen. VPN ist die Abkürzung für »Virtual Private Network«. Während der Nutzung von VPN befindet sich der PC/Notebook »virtuell« im Hochschul-Netz. Dazu wird zwischen dem dem PC/Notebook als VPN-Client und dem VPN-Server ein solcher VPN-Tunnel aufgebaut. Im offenen, ungeschützten Netz ist die Kommunikation zwischen Client und Server durch diesen Tunnel vor dem Abhören oder Zugriff durch fremde Teilnehmer geschützt.

Vorteil dieser Technik ist, dass nicht nur vom Campusgelände über WLAN, sondern auch vom Home-Office über das Internet eine geschützte Verbindung zu unserem Hochschulnetz aufgebaut werden kann. Ein VPN-Client lässt sich unter Windows sehr einfach konfigurieren. Die entsprechende Dokumentation findet sich auf den Webseiten des Rechenzentrums.

Insgesamt werden im Laufe der nächsten Monate an der Hochschule über 200 Access Points im Einsatz sein. Bei dieser hohen Anzahl ist es nicht sinnvoll, sie einzeln zu konfigurieren: Sie erhalten ihre Konfiguration von einem zentralen Administrations- und Distributions-System, das den Verkehr zwischen dem WLAN und dem übrigen Hochschulnetz regelt, die WLAN-Clients verwaltet und gegebenenfalls die Verbindung an benachbarte Access Points weiterleitet. Das wird als effizientes Loadbalancing bzw. Roaming bezeichnet. Um Ausfallsicherheit zu gewähren, sind zwei dieser Administrations-Systeme im Einsatz. ■

Thomas Langer/DK

Arbeiten zum Thema

[1] Michael Kiefel: Kontrollierter Zugang über Funk-LAN in das Netz der Georg-Simon-Ohm Fachhochschule Nürnberg, Bachelorarbeit Georg-Simon-Ohm Fachhochschule Nürnberg (Betreuer Prof. Dr. Eizenhöfer), 1.10.2003

[2] Benjamin Döllwanger: Implementierung eines sicheren WLAN-Zugangskonzepts an der Fachhochschule Nürnberg, Bachelorarbeit Georg-Simon-Ohm Fachhochschule Nürnberg (Betreuer Prof. Dr. Eizenhöfer), 20.7.2005

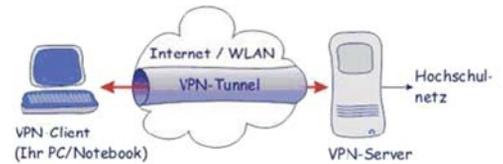
[3] Oliver Kern: Wireless LAN Campus Netzplanung, Bachelorarbeit Georg-Simon-Ohm Fachhochschule Nürnberg (Betreuer Prof. Dr. Eizenhöfer), 14.3.2006

[4] Felizitas Heinebrodt, Thomas Langer: VPN/WLAN Installation, Dokumentationen des Rechenzentrums der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule Nürnberg, Oktober 2006

Projektbetreuung:

Dipl.-Ing. (FH) Thomas Langer, Stellvertretender Leiter des Rechenzentrums.

• www.fh-nuernberg.de/fileadmin/Rechenzentrum/VPN/VPN-Installation.pdf



Zugang über VPN in einer schematischen Übersicht



Hier können Ohm-Studenten demnächst mit ihren Notebooks arbeiten.



Wir sind drin: Eine Studentengruppe geht über das OHMnet ins Internet.

Fotos: Thomas Langer



Englisch ist tot? – Es lebe Brockenenglisch!

»Englisch ist tot – es lebe Englisch!«

Eine Replik

In seinem Bericht über Englisch an deutschen Fachhochschulen (FH-Nachrichten, WS 2006, S.56) stellt Prof. Dr. Dr. Droeber zwei Thesen auf: 1. als eigenständiges Fach verliert Englisch seine Daseinsberechtigung und 2. an Fachhochschulen sollten statt Englischunterricht immer mehr Fächer des jeweiligen Studiengangs in englischer Sprache unterrichtet werden.

Die drei von Kollege Droeber genannten Gründe zum Beweis der ersten These überzeugen nicht. In einigen Fakultäten der Georg-Simon-Ohm-Fachhochschule hat man zwar damit begonnen, einige wenige studiengangsspezifische Fächer auf Englisch zu unterrichten, aber ob dies »immer mehr« werden sollte? Die ersten kritischen Stimmen zur mangelnden Fremdsprachenkompetenz der auf Englisch unterrichtenden Dozenten sind bereits zu vernehmen. Zweitens: obwohl bei der Umstellung auf die neuen Studiengänge einige Fakultäten die Semesterwochenstunden (SWS) für Englisch reduziert haben, wurde in mindestens genauso vielen Fakultäten aus dem üblicherweise mit 4 SWS belegten Wahlpflichtfach nun Englisch als Pflichtfach bei gleicher Stundenzahl beibehalten. So unbedeutend kann also der Englischunterricht nicht sein. Drittens: die Englischkenntnisse der meisten Studienanfänger sind zwar gut, aber keinesfalls so gut, dass man im FH-Studium auf den Englischunterricht verzichten könnte. Das Spektrum der Fremdsprachkompetenzstufen der Studienanfänger ist sehr groß, unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Zugangsberechtigungen zum Studium an einer Fachhochschule. Gerade deshalb sollte der Englischunterricht auch dazu dienen, alle auf ein Niveau zu bringen und zu verdeutlichen, welche Sprachkenntnisse die Industrie verlangt.

Genauso wenig wie ein Englischprofessor Ingenieurwissenschaften unterrichten kann, kann der Ingenieurprofessor die Arbeit des Sprachlehrers übernehmen. Prof. Dr. Dr. Droeber unterstellt mit seinem Plädoyer für das Lehrkonzept CLIL, dass wir im Englischunterricht nicht fachbezogen lehren. Das ist nicht richtig. Wir arbeiten überhaupt nicht zweckfrei-schönegeistig, sondern auf der Grundlage von Fachtexten und Situationen aus der Berufspraxis. Viele Studierende haben erhebliche Sprachprobleme mit

mittelschweren Texten aus der aktuellen englischen Fachpresse ihres jeweiligen Studiengangs. Wie kann man dann erwarten, dass sie vom Unterricht eines technischen Faches auf Englisch durch einen sprachlich nicht ausgebildeten deutschen Dozenten profitieren können?

Wie stehen die Studenten selbst dazu? In meinen Lehrveranstaltungen habe ich zu diesem Thema eine kleine Umfrage durchgeführt. Obwohl die geringe Zahl der Befragten nur als eine Momentaufnahme betrachtet werden kann, haben sich doch einige interessante Trends ergeben. Zwar sind 62% der 143 Befragten der Meinung, dass Schulenglisch für den Alltag ausreicht, aber nur 17,5% halten diese Kenntnisse für den Beruf für ausreichend. Kein Wunder also, dass drei Viertel von allen Befragten Englisch als Pflichtfach im Studium begrüßen. Zwar hätten 41% nichts dagegen, wenn technische Fächer von den jeweiligen Fakultäts-

Professoren auf Englisch unterrichtet würden, aber drei Viertel dieser Zahl sprechen sich trotzdem für Englisch als Pflichtfach aus. Von technischen Fächern mit Englisch als Unterrichtssprache scheinen die meisten Befragten nichts zu halten, oder sie sehen dies bestenfalls als zusätzliches Englischangebot und eben nicht als Ersatz für den Sprachunterricht an.

Fazit

Studierenden ausschließlich Englisch als Fremdsprache durch ein Konzept wie CLIL anzubieten wäre ein fataler Fehler. Ohne den Englischunterricht fehlt die Vermittlung der Vorbildfunktion – d. h. sobald die Sprache nicht mehr im Mittelpunkt steht, macht man sich Sprachstandards nicht mehr bewusst. Die Folge: »Denglisch«, Missverständnisse bei der interkulturellen Kommunikation und die noch weiter verbreitete Fähigkeit, ein paar Brocken Englisch fließend zu können. ■

*Prof. Dr. Ronald Kresta,
Fakultät Allgemeinwissenschaften*